Die Reisetage

von

Bechstein.

Die

Reisetage.

Aus meinem Leben;

von

Ludwig Bechstein.

Erster Theil.

Mannheim,

bei Heinrich Hoff.

1836.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Vorwort.

Beinahe möchte ich die nachfolgenden Reiseskizzen mit den Worten Lamartins einleiten, die er seiner Reise in den Orient vorangehen läßt: „Die Notizen, welche ich mich bestimmen ließ, hier dem Leser zu geben, gebe ich ungern, sie taugen für nichts, als für meine Erinnerungen, sie waren für niemand bestimmt, als für mich selbst,“ müßte ich nur nicht dann von andern wie von mir selbst die Frage aufwerfen hören: warum also gibst du dennoch, was für nichts, als für deine eignen Erinnerungen taugt? Und diese Frage wüßte ich nicht genügend zu beantworten. Nur wenige Leser fühlen vielleicht mit mir, daß es eine innere Nothwendigkeit gibt, Erlebtes zu schildern, und mancher weiß nicht anders, als daß Autoren ihre gemachten Reisen nur

deshalb beschreiben, damit durch das dafür erhaltene Honorar die Reisekosten ersetzt werden. Wer nicht anders weiß, den wollen wir bei seinen Glauben lassen. Auch ist nicht zu läugnen, daß in der Aufforderung eines Verlegers zu solchem Unternehmen eben so viel Ehre, wie Reiz liegt; dennoch kann es noch gar manchen andern Beweggrund geben, und schon der Wunsch der uns umgebenden Freunde, die alle gern noch einmal in Gedanken mit uns reisen wollen, ist billiger Berücksichtigung werth. Nur wünsche ich, daß niemand meine Reiseschilderung mit großen Erwartungen in die Hand nehme, damit er sie nicht mit getäuschten Erwartungen aus der Hand zu legen braucht. Außer der Darstellung mancher individuellen Erscheinungen, Ansichten und Bemerkungen, wird man nicht viel des Neuen und Pikanten finden. Die politischen Zustände Frankreichs nehmen mein Interesse nicht in so hohem Grade in Anspruch, wie das vieler meiner Landsleute; ich finde es gleich unbequem, das Auge beständig auf die stets oscillirende Bewegung einer Wagezunge, oder auf eine glimmende Lunte zu richten, welche über einem offenen Pulverfaß hängt, auch glaube ich, daß man ein Freund liberaler

Ansichten sein, die großen Ereignisse der Weltgeschichte ruhig und richtig würdigen kann, und folglich sich nicht in das Wurmgespinst selbstsüchtiger Genügsamkeit und engherziger Gleichgültigkeit einzusargen braucht, ohne doch deshalb von Frankreich den Messias der Freiheit zu erwarten, der uns von da drüben herüber auch gewiß und wahrhaftig nicht kommen wird, und den Gesinnungen zu huldigen, die so Vielen zur Quelle des Verderbens geworden sind.

So wenig ich daher politische weitläuftige Verhältnisse berühre, eben so wenig werde ich mich überhaupt lange bei oft besprochenen und beschriebenen Gegenständen aufhalten, und höchstens nur flüchtig andeuten, in welchem Licht sich ihre Erscheinung mir vergegenwärtigte, dabei wird es unvermeidlich sein, daß ich mich in Ansicht oder Urtheil ein oder das andere Mal irre, oder wenigstens zu irren scheine, in diesem Falle nehme ich für mich die Toleranz in Anspruch, mit welcher man die vermeintlichen Irrthümer Andersglaubender in civilisirten Staaten erträgt, und wünsche wenigstens bei Bekehrungs- und Belehrungsversuchen den Ton der guten Gesellschaft, und nicht den gewöhnlichen groben, des deutschen Recensenten-Michels zu vernehmen.

Was ich Novellistisches und Lyrisches einstreute, ist für die, welche meinen geringen Bestrebungen in diesen Gebieten der Belletristik ihre freundliche Theilnahme zuwandten, auch in diesen Blättern dergleichen suchen, aber freilich nur Unvollkommenes finden werden. Es gewährt manchem uns Befreundeten in der Ferne ein Vergnügen, aus dem Leben des Mannes, den er aus und in seiner Schöpfung lieb gewonnen, persönliche Einzelnheiten zu vernehmen, die entweder die Richtigkeit des Bildes, das jenes Phantasie sich von ihm entwarf, bestätigen, oder bezweifeln lassen; so mögen solche diese Reisebilder für ein „Fragment aus meinem Leben" hinnehmen, und sich überzeugt halten, daß wenn es ihm auch an dem leuchtenden und glänzenden Kolorit des Modestyls gebricht, ihm doch der bescheidne Werth der Wahrheit und Treue nicht abgeht, die frei von allen Nebenrücksichten es liebt, sich über gewisse Lebensverhältnisse gleichfern von Anmaßung wie von Furcht, freimüthig und offen zu äußern und auszusprechen.

Meiningen, im August 1835.

L. B.

I.

Thüringen.

„Sie müssen reisen,“ schrieb mit vielen andern herzlichen Worten ein Freund, welcher wußte, daß ein großer Schmerz in mein Leben getreten war, und es in allen Tiefen mächtig erschüttert hatte. Ich fühlte die Wahrheit dieser Aufforderung, fühlte, daß es mir wohl thun würde, aus der Oede und Enge, die innerlich und äußerlich mich umgaben, kräftig herauszutreten, und im Strom des Lebens zu baden. Feines Kokettiren und Schönthun habe ich nie gekanut und geliebt, ich schloß die blutende Hostie des Meinen tief in die Monstanz der eigenen Brust, ohne sie je zur Schau zu stellen, herzte noch einmal mein mutterloses Kind, und fuhr von dannen. Noch am Thor meiner Heimathstadt hatte ich einen Gruß rechts hinüber zu senden nach einem für mich heiligen Grabe, das in seinem stillen Schooß mein kurzes Glück verschlossen hielt. Es war eine

dunkle Aprilnacht, die mich recht lebhaft an eine ähnliche Wegfahrt erinnerte, an ein Scheiden unter Hoffnungsträumen und Hoffnungsbildern; damals dichtete ich kleine Reimzeilen, die ich später „Nachtbilder im Reisewagen" überschrieb, und die sich alle auf einen Stern bezogen, der mir nun untergegangen für immer. Jetzt dichtete ich nichts, nur ein Lied brachte mir die Erinnerung vor die Seele, das ich auch in glücklicheren Tagen sang, und ich summte es leise vor mich hin, um meinen schlafenden Reisegefährten nicht aufzuwecken. Ich fühlte später im Verfolg meiner Reise, daß in diesem Liede, wenn keine Schönheit, doch eine Wahrheit enthalten sei, und darum mag es hier stehen:

Du mußt die weite Welt durchreisen,
Sprach ein geheimnißvoller Trieb;
Durch fremde Sitten, fremde Weisen,
Wird dir die Heimath doppelt lieb.

So bin ich pilgernd fortgegangen,
Bekämpfend männlich meinen Schmerz;
Zur Fremde zog mich mein Verlangen,
Zur Heimath zog zurück das Herz.

Allein das Herz ward überwunden,
Und regt sich nun mit keinem Laut;
Nur daß in wehmuthvollen Stunden
Das Auge stille Thränen thaut.

Denn Herz und Auge sind verschwistert,
Wenn dieses Schönes sieht, im Nu
Wird es von Lust erfüllt, und flüstert
Dem Herzen gleich die Kunde zu.

Und wenn ein Weh das Herz erschüttert,
Klagt es der Freundin seinen Schmerz,
Daß gleich im Aug' die Zähre zittert,
So zärtlich liebt sich Aug' und Herz.

Als ich durch das alte Schmalkalden fuhr, den historisch-denkwürdigen Schauplatz meiner Novelle „der Fürstentag," war es bereits Tag geworden, und mein Gefährte ermunterte sich, oder vielmehr er wurde wachgerüttelt von dem Straßenpflaster der guten Stadt Schmalkalden. Er war ein Candidat der Theologie aus dem Bambergischen, hatte in Leipzig studirt, und an diesen Punkt knüpfte sich bald der Faden eines lebhaften Gesprächs zwischen uns an. Wir sprachen über das Leipziger Schriftstellerleben und Treiben, hauptsächlich im Bezug auf die Belletristen und Journalisten, auch über die dortigen Journale selbst, deren Inhalt sich immermehr verflachte. Ich glaube, daß die Blüthe der belletristischen Journalistik überhaupt dem Welken nahe ist, und daß es bedeutender geistiger Anstrengungen be-

dürfen wird, aus dem halbverdorrten Stamm neue frischgrüne Sprossen zu locken. Eine große Anzahl der Redacteure und Verleger greift mit Hast nach den Beiträgen, die umsonst, oder für ein geringes Honorar geboten werden, daher die Masse schlechter und gehaltloser Novellen und jämmerlicher Poesieen; oder es wird mit Heißhunger nach Uebersetzungen gehascht, die auch spott wohlfeil zu Fabrikpreisen zu haben sind, und die Lesewelt überfluthen.

Mein Gefährte wußte mir eine Menge Einzelnheiten aus dem Leben Einzelner zu erzählen, und es gebrach seinen Erzählungen durchaus nicht das Interesse, welches das bedeutsame Wort „Skandal" für sich in Anspruch nimmt, allein ich muß seine Mittheilungen für mich behalten, um nicht Persönlichkeiten aufzutischen; ich glaube wohlzuthun, wenn ich jetzt, wo ich bereit bin, recht viel auszuplaudern, zeige, daß ich auch verschwiegen sein kann. Man lernt in reifern Jahren erst Haus zu halten, und thut wohl, es zu machen wie ein kluger Bienenvater, der etwas Honig im Stock läßt, wenn er ihn schneidet, zur Nahrung für die jungen Bienen — wenn man etwas zurückbehält für das eigne Innre oder für die Erinnerung.

Wir gedachten, als wir durch den düstern Thüringerwald fuhren, des heitern Leipziger Rosenthales und

seiner Mysterien, seiner schönen Eichen und seines stinkenden Bärenknoblauchs, seiner Harmoniemusiken bei Kintschky und seiner blutdürstigen Mücken, auch bei Kintschky nnd überall, und die frohen Stunden, die ich selbst dort verlebt, zogen mit vielen befreundeten Gestalten an mir vorüber. Auf dem Thüringerwald, zumal auf der Straße, die wir passirten, lag noch hoher Schnee; wir fuhren langsam bergan, bis wir den Punkt erreichten, wo die Straße nach Tambach zu wieder abwärts führt, welcher Berggipfel der Rosengarten genannt wird; eine sonderbare Benennung für einen hohen Waldberg ohne Garten und ohne Rosen. So liegt einsam ein Rieth im Rhein, nahe bei Worms, der alte Rosengarten, von dem das Heldenbuch kündet. Vielleicht war in einer frühen Zeit auch hier beides, der jetzige Mangel aber mahnt uns wieder an das rosenlose Rosenthal bei Leipzig, und bei dem Anblick der Winterlandschaft, die uns umgab, denn die Tannen trugen noch so schwer an Schnee, daß kaum an Einzelstellen ihr dunkles Grün sichtbar war, fiel mir eine Geschichte ein, die ich in Leipzig selbst erlebt, und nun als wegkürzendes Wintermährchen meinem Reisegefährten erzählte, zumal er ein besonderes Wohlgefallen über einen hübschgearbeiteten Haarring äußerte, den ich am Finger trug.

Die Geschichte meines Ringes.

In den Jahren 1829 und 1830 bewohnte ich ein kleines Stübchen bei dem Herrenkleidermacher Tscharmann im Barfüßer- vulgo Besengäßchen zu Leipzig. Unter vielen Bekannten und Freunden schien ein Student, der aus Aachen gebürtigt, und schon über die eigentlichen Studentenjahre heraus war, sich besonders an mich anschließen zu wollen. Sein Name, seine italienische Abkunft verrathend, war Pasgarini. Er hatte früher in Berlin gelebt, war Schriftsteller, und nicht ohne Wissen und Talent, sprach schön und gewählt, verrieth Gemüth, und so war mir seiu näherer Umgang gar nicht mißfällig. Er besuchte mich, ich ihn, und da er in der Sonne wohnte, dicht an der Brücke, die in das Rosenthal führt, so rief ich ihn gewöhnlich an heitern Nachmittagsstunden zum Spaziergang nach Gohlis ab. Der Herbst färbte die Waldung bunt, der belebte Weg durch das schöne Gehölz wurde öder und einsamer, allein uns bekümmerte das nicht, in Gohlis fanden wir, wenn auch unfreundliches Wetter uns hinübergeleitet, stets die wohlfeile Freundlichkeit eines geheizten Zimmers, eines guten Kaffees, eines wärmenden Grogs, und als Zugabe noch einen und den andern gemüthlichen Freund und dünne gemüthliche Butter-

hemmen. Ein Regenschirm und ein guter Oberrock schützten uns auch auf dem Heimweg durch die herbstliche Dämmerung und die Nebel, welche die feuchten Wiesen überwogten, gegen etwaigen übeln Einfluß der Witterung, und es kürzten oft den Weg so heitere Unterhaltungen, daß wir in Leipzig waren, ehe wir es uns versahen. Als der November kam, trugen wir schon unsere Mäntel.

An einem trüben und kühlen Nachmittag rief ich Pasgarini wieder ab; er war bereit ohne Mantel mit zu gehen. Ich fragte: „Willst Du Deinen Mantel nicht umthun.“ „O nein“ antwortete er, der Mantel macht mir zu warm.“ Unterwegs vertraute er mir, daß er jetzt Tanzstunde nehme. „Tanzstunde?“ fragte ich ganz verwundert. „Du mit deinen sechsunddreißig Jahren? Nun wahrhaftig Du mußt Dich absonderlich ausnehmen unter den 12- bis 15jährigen Schülerinnen! Fürchten sich diese nicht vor Deinem starken schwarzen Backenbart?“ — Er widerlegte meinem Spott mit Eloquenz. Auf dem Rückweg aber bekannte er mir eine kleine momentane Geldverlegenheit, und ich mußte ihm einige Thaler leihen.

Um diese Zeit ließ ich mir bei meinem Wirth einen neuen und bessern Mantel machen, als mein alter war, welcher nun auch meinem Freunde ganz besonders

wohl gefiel. Eines Tages kam dieser zu mir, in einem feinen Leibrock, wie er denn überhaupt sich, seit er Tanzstunde nahm, mehr und mehr höchst stutzerhaft kleidete, elegante Halsbinden und Vorhemden, zartgefältete Manschetten, theure Glaçèehandschuhe u. s. w. trug, und sein dunkles Haar mit duftenden Oelen salbte, und klagte mir, daß er nothgedrungen seinen Mantel habe versetzen müssen; an diese Klage knüpfte er die Bitte, daß ich ihm meinen Mantel leihen möge, es sei Abends empfindlich kalt, wenn er aus der Tanzstunde nach Hause gehe, und er würde sich sonst leicht erkälten. Er meinte, ich habe ja den neuen, der alte sei ohnehin unmodisch und nicht für mich passend, und eben nur noch gut genug, Abends getragen zu werden. Der heilige Martinus theilte nach der Legende seinen einzigen Mantel mit dem Schwert, um einen Nackten zu bekleiden, ich, der ich zwei Mäntel besaß, that noch lange nicht so viel wie jener Heilige, wenn ich dem Freunde einen davon lieh; ich bin auch in meinem ganzen Leben kein Heiliger gewesen. Tags darauf bestellte Pasgarini bei meinem Wirth auch einen so schönen Mantel wie der meinige war, noch drei neue kostbare Westen und ein Paar Beinkleider vom feinsten Tuch. Als er sich hinweg begeben hatte, trat Herr Tscharrmann in meine Stube, und fragte mich mit einiger

Besorgniß in seinen Mienen, ob ich Kenntniß von den Vermögensverhältnissen des Herrn Pasgarini, meines Freundes, habe? „Nein,“ erwiederte ich: „ich weiß nur, daß er jetzt kein Geld hat, daß er aber welches erwartet; so weit ich ihn kenne, scheint er jedoch rechtlich und bieder. Weiter fragte mein Wirth, ob ich nicht geneigt sei, für Herrn Pasgarini gut zu sagen, da doch die Zeuge zu dem Mantel und den noch bestellten Kleidungsstücken eine bedeutende Auslage verursachten. „Mein lieber Herr Tscharrmann,“ gab ich achselzuckend zur Antwort: „Der weise Salomo sagt in seinen Sprüchwörtern im siebzehnten Kapitel, Vers achtzehn: Es ist ein Narr, der an die Hand gelobet, und Bürge wird für seinen Nächsten; — verschonen Sie mich damit, und sehen Sie sich vor. Mein guter Wirth aber sah sich nicht vor, wofür er später das Nachsehen hatte.

Wenige Tage darauf, am 24. November, fiel mein Geburtstag. Ich saß Vormittags still auf meiner Stube, und schrieb am „Pedell,“ als es klopfte und Pasgarini zu mir eintrat. Er sagte mir einige herzliche Worte, und überreichte mir einen goldnen Haarring in Gestalt einer Schlange zum Angebinde. Für den Nachmittag wurde ein Spatziergang nach Gohlis verabredet; ich rief ihn wie gewöhnlich ab. Als ich auf seine Stube kam, befremdete mich in etwas die auf-

fallende Leere derselben; nur wenige Bücher standen noch auf der Repositur, der Freund erschien in einem dünnen Obrrock. Ei wo hast Du denn meinen Mantel? fragte ich schon ahnend, welchen Weg dieser gegangen, und sah mich dabei in der höchst leeren Kammer um.

„Bester Freund!“ rief Pasgarini aus: „Sei mir um Gotteswillen nicht böse, ich habe ihn versetzt.“

„Das ist ja recht löblich von Dir,“ sprach ich. „Du machst es noch immer nicht so schlimm wie der heilige Crispin, der den Reichen das Leder stahl, wenn er den Armen Schuhe machte; Du versetzest meinen Mantel, um mir einen goldenen Ring zu kaufen, auf diese Weise wirst Du mir immer theurer!“ Weiter sagte ich ihm nichts Böses, denn er hatte mir heute zum Geburtstage gratulirt und mir einen goldenen Ring geschenkt. Da ich aber mein Eigenthum nicht in den Händen christlicher Pfandwucherer wissen wollte, so gab ich Pasgarini den folgenden Tag sechs Thaler, um den Mantel auszulösen. Vergebens wartete ich das Pfand zurück, bleich und bestürzt erschien am Abend mein guter Freund, und klagte, daß der Pfandverleiher mit ruhiger Miene das hingezählte Geld eingestrichen und gesagt, dies nehme er für den nichtswerthen Rock, und die nichtswerthen Beinkleider, die schon länger bei ihm Gevatter

ständen, den Mantel wolle er noch behalten. Eine erfreuliche Nachricht für mich, aber Pasgarini sah so bleich und elend aus, fühlte sich unwohl, und bat mich, von mir ein Paar Stückchen Holz mitnehmen zu dürfen, um sich zu Hause, wo er keinen Spahn mehr habe, ein wenig einheitzen zu können. Armer Freund, der in der Sonne wohnte, und frieren mußte.

Nach einiger Zeit, als Pasgarini die neuen Kleider, ich meinen alten Mantel, und der Schneider kein Geld erhalten hatte, machte ich einen Spatziergang nach Lindenau, wo sich die elegante Welt von Leipzig auf dem Eise vergnügte. Es hatte schon im November ganz zugewintert und die Kälte stieg im darauf folgenden Monat zu empfindlichen Graden. Während jedermann sich durch warme Kleidung und Mäntel gegen den Einfluß der trotz des Sonnenscheins sehr scharfen Luft zu schützen suchte, mußte mein Auge Pasgarini erblicken, wie er im bloßen Leibrock und nur Glaçéehandschuhe anhabend, Schrittschuhe fuhr. Er fror heftig, und war blitzblau im Gesicht; ich lud ihn ein, mit mir Kaffee im Wirthshause von Lindenau zu trinken, und dort präsentirte er, der zu Hause kein Holz, kein Brod, keinen Oberrock, keinen Mantel mehr hatte, nur — überzuckerte Maikäfer. Er hatte bereits um sein Leben zu fristen, auch den geborgten Mantel verkauft, und

war im Stande, das Geld auf eine so aberwitzige Weise zu verschleudern. „Ich glaube, es ist nicht richtig im Kopf mit Dir,“ sagte ich zu ihm, „daß Du Maikäfer kaufst und ißt! Ich für mein Theil danke!“

„O Du weißt nicht, was gut ist,“ äußerte er: „sie wärmen außerordentlich.“

„Ich kenne recht wohl ihre Wirkung, bedarf aber, Gott sei Lob, der Hitze nicht, die sie erregen.“ Noch mehr sagte ich ihm ernst, warnend und freundlich ermahnend. Wir schieden in Verstimmung von einander, und ich sah ihn eine Zeitlang nicht wieder. Eines Tages erfuhr ich, daß Pasgarini plötzlich verrückt geworden sei. Ein Donnerschlag für meinen Wirth. Eine Sturmfluth von Gläubigern erschien bei dem Universitätsgerichte, Schneider und Wirthe, Uhrmacher und Goldschmiede, Wäscherinnen und Nätherinnen; ihre Eingaben wurden alle summirt und registrit, und es wurde nun in Pasgarini's Heimath, an seine Mutter, geschrieben. Diese sagte sich los von ihm. Eine wohlfeile Art, eine treffliche Mutter! Er hatte sich von seinen Gläubigern auch losgesagt, und bezog, da seine Hauswirthin ihn ebenfalls nicht länger im Quartier behalten wollte, ein Freilogis — das Karzer. Als ich einmal an der Außenseite des alten Paulinums vorbeiging, sah ich das bleiche Angesicht des Armen hinter

den Gitterstäben des Fensters eines dieser nun nicht mehr vorhandenen übeln Gefängnißzimmer. Er grüßte mich mit wehmüthiger Freundlichkeit; ich hatte ihm ja stets Wohlwollen bewiesen, und war nicht wegen seiner Schulden an mich klagbar gegen ihn geworden.

Aus dem Karzer kam Pasgarini in das Spital; dort besuchte ich ihn. Es war mit seiner Verrücktheit nicht so arg, wie ich gefürchtet, viele meinten sogar, er habe sich nur so gestellt, aber sein Gemüth wie sein Verstand waren doch zerrüttet. Dabei schien, was mich um so mehr befremdete, da ich nie vorher eine Hinneigung zum Mystizismus an ihm wahrgenommen hatte, die Gnade in ihm plötzlich zum Durchbruch gekommen. Er faltete die Hände, als er mich eintreten sah, verdrehte die Augen, und sprach im pietistischen Demuthton: Ach, ach, ach, ich bin ein großer Sünder, ich bin ein schlechter Mensch! Ich bin zum Betrüger geworden, an Dir, an so vielen andern, an mir selbst. Ja mein Freund, ich habe gesündigt, habe euch geprellt, ihr lieben Menschen, allein ich habe mich zu Gott geflüchtet, Gott ist gut, Gott hat mir alles vergeben, und wenn mir Gott vergeben hat, was wollt ihr thun?"

Also ein frömmelnder Narr, oder ein Heuchler, oder beides zugleich! — Ich verließ ihn bald; seine Lage hatte mir Mitleid eingeflößt, diese Sprache empörte

mich. Nach einiger Zeit hatte man den nicht körperlich kranken, unnützen Kostgänger aus dem Spital entlassen, ich sah ihn zum Letztenmal im Regenwetter ohne Kopfbedeckung unstät über den Leipziger Markt gehen, und nachdem er sich noch einige Tage ungehindert umhergetrieben hatte, verschwand er; seine Bekannten glaubten, die Sicherheitsbehörde habe ihn in Verwahrung genommen, doch dem war nicht so; einem nach Leipzig reisenden Freund war er zwischen Weisenfels und Naumburg barhäuptig auf der Landstraße nach letzterer Stadt zu, mehr laufend als gehend begegnet, und wir hörten seitdem nichts mehr von ihm.

Die Augen im Schlangenkopf meines Ringes, kleine Rubinen, funkelten unheimlich, als ich diese Geschichte erzählte, und da ich sie beendigt hatte, entdeckte ich, daß der Ring gesprungen war.

Wir fuhren durch Tambach, wo Doktor Luther einst Häring aß und Bier trank, wodurch er von einer Krankheit genaß, an der sich mehr als ein fürstlicher Leibarzt zu Schanden kurirte. Die Worte die er damals aus Dankbarkeit gegen den Ort, wo ihm Erleichterung seiner Pein wurde, an eine Wand schrieb, sollen noch

lange zu lesen gewesen sein, bis man sie achtlos übertüncht hat. Es ist nur gut, daß so manches andere Wort, das Doktor Luther schrieb, nicht übertüncht werden kann, wie gern auch Manche jenes unlesbar machen möchten.

Als wir das freundliche Georgenthal und mit ihm den Thüringerwald hinter uns hatten, zeigten sich schon einzelne Frühlingsboten; warme Sonnenblicke, muntere Bachstelzen und Wiesenlerchen. Oben aber am umwölkten Himmel klang das Lied der „fröhlichen Himmelsschwinge," wie Herder die uns so befreundete, beflügelte Sängerin nennt, die durch drei lange Jahreszeiten alle die Herzen erfreut, die noch nicht taub für die mütterliche Liebesstimme der Natur sind.

In Gotha traf ich die mir befreundeten Dichter Storch, Welcker und Millenet, welche dort wohnen, auch andere Freunde und Bekannte, darunter einige Mitglieder der Hofschauspielergesellschaft, die in Coburg domizilirt sind, und jährlich einige Monate Gotha filialweise mit Lust-, Schau- und Trauerspiel, nebst Oper, erfreuen. Dieser Wechsel ist nützlich, denn er verhindert das Stagniren in der Kunst, und es wäre sehr zu wünschen, daß mehrere der kleinen mitteldeutschen Nachbarfürsten auf gemeinschaftliche Kosten Schauspielergesellschaften unterhielten, die dann nach vorherge-

troffener Uebereinkunft an jeder Residenz einige Winter- und einige Sommermonate spielten, weil es einestheils den Fürsten zu schwer fällt, für sich auf eigne Hand ein Theater zu erhalten, anderntheils die kleinen Residenzen zu klein und zu arm sind, um blos durch den Theaterbesuch die Kosten zu decken, wozu auch noch kömmt, daß die Ansprüche des Publikums, namentlich an die Oper, sich immermehr steigern, und in kleinen Städten, wie in großen fast dieselben sind. Solche Pläne sind auch schon öfters angeregt worden, aber immer blos Idee geblieben, weil der rechte Mann noch nicht erschienen ist, der sie mit Ueberwindung aller der zahllosen entgegenstehenden Hindernisse realisirt hätte. Es ist nicht leicht einen solchen Mann zu finden, der nichts weniger sein darf, als ein gewöhnlicher Schauspieldirektor, und nichts weniger, als ein gewöhnlicher Intendant. Die Theaterintendantur, wenn sie von wichtigem und nützlichem Einfluß auf die Kunst sein soll, darf weder eine Hofcharge sein, noch mit einer Hofcharge verbunden, wie es meistens der Fall ist, wo sie so gleichsam eine Nebenbeschäftigung abgiebt. Sie setzt voraus einen Mann voll Energie, voll Kenntniß der dramatischen Literatur, wie der dramatischen Kunst in theoretischer und praktischer Hinsicht, voll Kenntniß des Bühnenwesens selbst, der von Liebe zur Sache beseelt,

im Stande ist, ihr seine ganze Zeit zu widmen. Kommt zu diesen Eigenschaften nun noch die Stütze der Macht, ist die Leitung der Bühne ihm ganz übergeben, redet niemand in seine Anordnungen, können die Schauspieler nicht gleich, wenn sie sich einbilden, von ihm nicht nach Verdienst gewürdigt zu sein, von Pontius zu Pilatus laufen, ihn verklagen, ihn verläumden, ihm das Leben durch Chikane verbittern, an das parteiische, ihr Wesen nicht durchschauende Publikum appelliren, sondern haben sie die Wahl, entweder ihm unbedingt Folge zu leisten, oder das Engagement aufzugeben, dann, und nur dann kann Gutes, kann Großes geleistet werden, auch mit geringen Geldmitteln. Später den Beweis zu dieser Behauptung.

Ich hörte in Gotha über manches klagen, was mir leid that um die heitere, freundliche Stadt, namentlich über die socialen Verhältnisse. Der Geist, der vor einigen Jahren dort sich sehen ließ, war ein Phantom des Aberglaubens und Aberwitzes, und von ihm war bald nicht mehr die Rede; aber den Kakodämon Coteriegeist, der das gesellige Leben vieler kleinen Städte, und namentlich Residenzen total vergiftet, und der auch dort in einzelnen Kreisen spucken soll, vermag weder der Scharfsinn eines Eberhard, noch die lichtvolle Beredsamkeit eines Bretschneider zu beschwören

und zu bannen, weder eine kirchliche, noch eine staatskörperliche Macht. Dieser böse Geist wurzelt zu tief in manchen Gemüthern, denen es eben an wirklichem Gemüth mangelt, und indem er die Absonderungssucht, die Selbstsucht, den Eigendünkel, die Klatscherei und Klatschsucht gebiert, erstickt er jede Blüthe der heitern und freien Geselligkeit im Keime. Ob und in wie weit die Klage Einzelner über das Vorwalten solcher trüben Elemente auch in Gotha gerecht und gegründet sei, kann ich nicht entscheiden, ich kann nur dankbar nachrühmen, daß mir als Fremden dort jederzeit die humanste, freundlichste und entgegenkommenste Begegnung zu Theil geworden ist, so oft ich auch noch dort weilte, und daß ich sehr gern dort weile.

Auf dem Markt zu Gotha, über dem Rathhaus, dicht an der Pferdeschwemme, steht wie ein Wahrzeichen aus der Erde gewachsen die Büste eines Mannes, durch die Zeit, das Anfahren von Wagen und dergl. fast unkenntlich gemacht. Es ist dies der steinerne Kopf Wilhelms von Grumbach, des bekannten Aechters, der an dieser Stelle geviertheilt wurde. Grumbach ist ein historischer Charakter von dem höchsten Interesse, der vielfach falsch beurtheilt und einige Jahrhunderte lang immer wieder verdammt wurde. Seit Jahren sammle ich Materialien zu seiner Geschichte, Behufs einer

historischen Novelle, und bin nicht nur im Besitz aller auf seine merkwürdigen Händel bezughabenden, gleichzeitigen Druckschriften, sondern auch vieler handschriftlichen Notizen und Aktenstücke. Grumbachs Leben ist oft bearbeitet worden, aber nie umfassend und mit voller Benutzung gleichzeitiger Quellen.

Ueber das reiche Museum zu Gotha, hatte so eben der gelehrte Secretair der Bibliothek und des Münzkabinets, Herr Rathgeber, eine sehr instruktive Beschreibung, mit Berücksichtigung des Chinesischen Kabinets, der Sammlung der Abgüsse von Bildwerken, des Münzkabinets u. s. w. bei dem thätigen Verleger und Antiquar Müller erscheinen lassen, in welchem Werke eine überaus große Menge von Kunstnotizen, Andeutungen, historischen Erläuterungen, angehäuft ist, so daß sie allerdings, wie auf dem Titel bemerkt ist: „beim Studium der Geschichte der neueren Kunst als Leitfaden anwendbar," denn diese Beschreibung ist kein raisonirender Katalog nach Zimmer, Schrank und Nummer, sondern er folgt einer Anordnung, nicht wie sie ist, sondern wie sie sein sollte, stellt das Gleichartige und Gleichzeitige zusammen, und giebt so eine bei anscheinender Verwirrung doch klar durchdachte und genügende Uebersicht des in der That sehenswerthen Gothaischen Museums.

Im Theater traf ich mit meinem am Eingang dieses Buchs erwähnten Freund und nunmehrigen Reisegefährten zusammen. Das Theater befindet sich im Schloß und ist klein, für Logen-Zuschauer unvortheilhaft gebaut. Ein neues und würdiges Haus wäre für Gotha wohl wünschenswerth, zudem es immer ängstlich ist, die Bühne im Friedenstein zu wissen . . Ein unheilvoller Tag kann den ganzen Reichthum der Literatur- und Kunstschätze in diesem Schloß vernichten.

Von Gotha fuhren wir nach Eisenach zu, dicht am Fuß des sagenreichen Hörseelberges vorüber. Drei Berge Deutschlands sind es vornehmlich, welche die Volkssage mit einem magischen Reiz umkleidet, in deren tiefen Schoos sie eine romantische Wunderfülle begräbt und in immer wechselnder Gestaltung wieder aufblühen und auferstehen läßt: der Kyffhäuser, der Untersberg bei Salzburg und der Thüringische Hörseelberg, dessen Namen man schon etwas von dem Schauer anhört, der aus früher Vorzeit her um seine Felsenstirne weht. Wenn dort im Kyffhäuser in der güldnen Aue Kaiser Friedrich der Rothbart verzaubert sitzt am steinernen Tisch, durch den, und um ihn herum dreimal sein langer Bart gewachsen, wenn dort im Unters-

berg derselbe Kaiser, oder nach andern, Karl der Große, mit vielem unterirdischen Hofhalt, umgeben von Glanz und Pracht, güldnen Schätzen und vier Zwerg- und Bergmännleindienerschaft haus't, und beide halbträumend und halbschlafend ihrer Zeit harren durch die langen Jahrhunderte, und Boten heraussenden, und einzelne Sterbliche, denen Wunderblumen zu bergöffnenden Zauberschlüsseln werden, begaben und glücklich machen, so birgt der Hörseelberg im Gegensatz zu jenen Höfen der Macht, in seinem Innern einen zauberischen Buhl- und Liebeshof, indem sich findet, daß noch heutiges Tages umwohnendes Volk ihn Venusberg nennt, und auch von ihm fast gleiche Sagen von glückbringenden Wunderblumen erzählt. Mehrere der Sagen, die von diesem Berg die mündliche und Schrifttradition bewahrt, theile ich im ersten Band meines Werkes: „Der Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringerlandes“ in ungeschmückter Einfachheit mit.

Wir konnten, da noch kein sprossendes Lenzgrün den ohnehin kahlen und verwünschten Sargberg schmückte, oben inmitten seiner Klippen, dicht unter seinem Zackenhorn die Felsenspalte sehen, aus welcher hinaus, in welche hinein in Winternächten der wilde Jäger mit der Frau Holle zieht, vor welcher der treue Eckardt warnend sitzt, in die hinab der edle Ritter Tanhäuser

stieg auf Nimmerwiederkehr, da der grausame Papst Urban ihm die Himmelspforte der göttlichen Gnade verschlossen hielt, so daß er sich, durch sein Wort gebunden, dem Nachtthor des Venusberges wieder zuwenden mußte. — Das ganze Thüringerland ist sagenreich, aber am reichsten das Gebiet, welches wir jetzt und zunächst durchfuhren. Recht wahrhaftig bewährt sich bei den Sagen von Eisenach und der Wartburg ein Wort von Maßmann, in dessen „Bayerischen Sagen," Heft 1. S. 7.: „So lange nachbildend ist die Sage, daß sie, langlebig und nachhaltig, noch heute ihre Abendstrahlen in's Volksleben wirft."

Vor dem Nicolaithor von Eisenach bog ich mich weit aus dem Wagen, um am Thorthurm das altergraue und verwitterte Steinbild Ludwig des Bärtigen, des Vaters von Ludwig dem Springer, des Erbauers der Stadt und der Wartburg, zu erschauen und zu grüßen, mich freuend, daß ich es noch auf seiner Stelle fand.

Diesesmal konnte ich nur von unten hinauf zur lieben und gefeierten Wartburg grüßen, der ehrwürdigen Burgwarte Deutschlands, auf der ich oft so froh und so freudebewegt gestanden, zu der ich oft emporgestiegen im Frühroth wie im Abendroth, und von ihr mit einem unbeschreiblichen Wonnegefühl hinab auf die

Blätterwogen eines grünen Meeres, auf die rauschenden Bergwälder geschaut.

In Eisenach gesellte sich als Reisegefährtin ein junges Mädchen aus Frankfurt zu uns, und im Verlauf der Fahrt erfuhren wir, daß sie Braut sey, was wir als ein günstiges Zeichen nahmen. Eine Braut steht auch im Lebensmorgenroth auf dem Berggipfel der Hoffnung und Wunscherfüllung.

Während wir hinter Eisenach auf der romantischen Straße bergan fuhren, blickte von Zeit zu Zeit die Wartburg hinter den Bergen vor, als gehe sie ein Stück Wegs mit uns Scheidenden und flüstre im Gesäusel des Frühlingswindes, daß wir sie und Deutschland nicht vergessen sollten. Der Weg und die Braut im Wagen und die Wartburg erinnerten mich allzumal an die unglückliche Margaretha, die Gemahlin des thüringischen Landgrafen Albrechts des Unartigen. Auch sie kam so glücklich wie eine Braut in das Thüringerland, auch sie überschaute seinen schönsten und blühendsten Theil von der Herrscherburg, aber das Frühroth, das ihr gleich hellbrennenden Liebesrosen leuchtete, war nur die Vorbedeutung des Bluts, das vom heißen mutterschmerzentflammten Scheidekuß aus ihres Friedrichs Wange floß. Der Weg, den wir jetzt heiter fuhren, war sie zur Nachtzeit tiefgebeugt gewandelt, ein Flücht-

ling aus ihrem eignen Schloß, eine Vertriebene aus ihrem eignen Bette, eine Landgräfin ohne Land, eine Mutter, die ihre Kinder zurücklassen mußte, eine Herrin, die der Barmherzigkeit eines Knechts ihr Leben dankte. Der Weg war lang genug, den Gefährten die traurige Geschichte ausführlich zu erzählen. Später kamen wir auch unter den Burgtrümmern des Schlosses Krainberg vorüber, wo die arme Fliehende ihre erste Zuflucht fand, von wo aus sie nach kurzer Rast weiter gen Hersfeld und Frankfurt zog.

Nicht weit hinter Markſuhl, wo der Weg sich abwärts senkt von den letzten Thüringerwaldbergen, und die Aussicht frei wird in das schöne und weite Thal der Werra, auf die hohe Rhön und in's Hessenland, kamen wir an einem still und traulich in den Wald eingebuchteten kleinen See vorüber, auf dem eine schwimmende Insel ruht, gleich einer dünnen, aus Moorpflanzen gebildeten Haut, daher er auch der Hautsee genannt wird; ich erwähnte gegen meine Reisegefährten der Sagen, die von diesem stillen Weiher unter den Bewohnern der benachbarten Ortschaften umgehen, und ward aufgefordert, sie zu erzählen, was ich folgendermaßen that.

Die Sagen von dem Hautsee.

In dem nahen Dörfchen Dönges war fröhliche Kirmeß; da geht es in Thüringen hoch her, Tanz am Tage unter der Linde, wie Tanz des Abends und die Nacht hindurch oft bis zum hellen Morgen im Wirthshaus, und so drei, auch mehr Tage hintereinander. Zu solchen Kirchweihfesten findet sich immer viel Volk zusammen, Gäste aus allen Orten, die sich gütlich thun und dann mit gefülltem Kuchensack nach Hause wandern. Die Bursche und Dörferinnen in Dönges wunderten sich daher nicht allzusehr, als auf ihrem Tanzboden drei wunderschöne Mädchen erschienen, in schönen Kleidern, zart und bleich von Angesicht, auf ihren Häuptern Kränze von Seelilien. Sie konnten vom Frauensee herüber gekommen und Töchter oder Gäste des neuen Amtmanns seyn. Bald flogen und schwebten sie an der Hand flinker Tänzer durch die bunten Reihen des fröhlichen Gelags; wie *sie* tanzten, so leicht und schön tanzte kein Mädchen weit und breit. Bis gegen Mitternacht blieben sie im Ort, auf einmal aber waren sie hinweg. Es kam der zweite Kirmeßabend, und siehe, auch die drei fremden Tänzerinnen stellten sich ein, es mußte ihnen wohl gefallen haben. Alle jungen Bursche verliebten sich in sie, und die jun-

gen Dirnen blickten schon neidisch auf diese Nebenbuhlerinnen, die so gefährlich schienen in ihrer leichten und reizenden Tracht; meergrüne Kleider und lange weiße Schleier, recht fremdländisch und wunderbar anzusehen. So lange sie tanzten, gab es keinen Staub, und eine sanfte Kühle, wie der Hauch einer von einem Wasserfall durchsprühten Grotte, durchwehte den Tanzsaal. Ein Bauernsohn hatte viel zu tief in die feuchtblickenden blauen Augen seiner Tänzerin gesehen, doch war sein forschendes Fragen nach ihrer Herkunft und Heimath vergebens. Um Mitternacht waren die drei Schwestern hinweg.

Wie der dritte Abend kam, erschienen sie wieder, noch reizender geschmückt, als zuvor, und von neuem begann der Festreigen. Heftiger wurde die Sehnsucht im Busen des Jünglings; damit ihm nicht abermals seine Tänzerin so rasch und ohne seine Begleitung anzunehmen, enteilen sollte, verbarg er mit List ihre seidnen Handschuhe, die sie auch nicht sogleich vermißte, und dann, sie zu necken und zu belauschen, verbarg er sich selbst. Es kam Mitternacht, bang und bänger wurde der schönen, fremden Jungfrau, als sie nun ihr Handschuhpaar nicht fand; sie suchte, sie fragte, ihre Schwestern suchten und fragten weinend mit. Grausam verbarg sich noch immer mit seinem Raub der bethörte

Knabe, da schrie unten der Wächter mit lautem Hornstoß die zwölfte Stunde an. Ein gellender Schrei entfuhr dem Schwesterkleeblatt zugleich, der in alle Herzen schnitt, und hastig zur Thür hinaus stürzten die Jungfrauen. Sie flogen mehr als sie gingen, und der Jüngling, der ihnen nun nacheilte durch die helle Mondnacht, sah nur ihre Schleier weit vor sich herschweben, wie drei luftige Geistergestalten. Mitten auf dem Hautsee schwamm, wie ein bezauberter Elfengarten, die kleine Insel. Dorthin schwebten die Jungfrauen, dort versanken sie, als der Unselige weinend zum Ufer kam; auf der stillen blauen Fluth schienen noch ihre Kränze und Schleier zu scheinen, aber es waren nur weiße Seerosen, geheimnißvoll heraufgeblüht aus der Tiefe, und wie stille Sterne der Wasserwelt hinaufblikkend zu dem tiefen, uferlosen Meer des Himmels.

An eine graue Eiche, die ihre Zweige in die Fluth hing, lehnte sich der arme Knabe, und blieb wie träumend stehen; wie der Morgen kam, war das Wasser des See's all' blutfarbig. Bleich und schwermüthig kehrte der Knabe zurück, und starb bald darauf aus Sehnsucht und Schwermuth.

Nie hat man wieder die Jungfrauen, öfter aber den See blutig gesehen. Was die schwimmende Insel betrifft, so ist diese, der Sage nach, eine Krieges- und

Friedensprophetin; oft ist es wahrgenommen worden in den früheren Zeiten, daß sie nur dann von einem Ufer zu dem andern schwamm, wenn ein Krieg ausbrach, oder zu Ende ging. Während der Napoleonischen Weltkämpfe hat sie am östlichen Ufer fest und still wie vor Anker gelegen, als aber der grimmige Schlachtenlöwe dem grünen Inselschiff dicht vorbeikam, und zwar auf eiliger Flucht von Osten nach Westen, zog es die Ankertaue seiner Wurzelfaßern herauf, und schwamm, die rauschenden Blättersegel seiner Birkenmassen von frischem Wind geschwellt, dem westlichen Ufer zu, wo es nun ruhig und still gelandet liegt, und seinen Hafen nie wieder verlassen möge.

Nun aber verließen wir, rasch auf der vortrefflich gehaltenen Chaussee weiter rollend, ganz und gar den Bereich der thüringischen Sagen, das romantische Gebiet, in welchem ich von Jugend auf so gern weilte, und immer weile.

Die deutsche Volkssage ist für mich ein blühender Rosengarten, in dessen heitern und phantastischen Gebiet ich mich gern nach ernsteren Geschäften ergehe, und das frische Leben, was ihn durchpulst und durchweht, treibt immer neue Blüthen hervor.

Wir kamen nun in die Region der Basaltkegel in der Nähe des alterthümlichen Städtleins Vach, dessen Wappen und Wahrzeichen, Brunnenbild und Schutzpatron nach der Volkssprache „Vittchen im Tippchen“ (Veitchen im Töpfchen), also St. Vitus, der Martyrer ist.

Als ich später in der großen Oper zu Paris die „Jüdin“ sah, stieg sie am Schluß, wo sie verbrannt wird, auch in einen solchen Oelkessel, und sah gerade aus, wie das „Vittchen im Tippchen“ zu Vacha. —

Wie wir auf minder reizendem Weg, als der zurückgelegte war, dahinfuhren, kam die Nacht; wir wurden stiller, die muntre Braut nickte ein, auch uns beschlich der Schlummergott; bald nahte, bald floh uns seine magische Gewalt, dann stieg der Mond herauf, und übergoß mit seinem bleichen Licht die Gefilde. Eine Nachtfahrt, wo man bald wacht, bald schläft, bald halb und bald ganz träumt, gleicht, zumal wenn heller Mondschein die rasch durcheilte Bahn bestrahlt, in Wahrheit selbst einem mährchenhaften Traum. Wälder und Wiesen, Städte und Dörfer, Schlösser und Ruinen fliegen wie Laternamagicabilder vorüber, man sieht nicht genug, aber man ahnet ihre volle Schönheit, und die geschäftige Phantasie belebt die schweigenden Gefilde. Wie schön und stattlich nahm sich Fulda aus; die alte Bischoffresidenz mit ihrem herrlichen Dom, der

in seiner schweigsamen Krypta die Reste des beredten thüringischen Apostels Bonifacius birgt. Wunderlich starrten die Thürme von Gelnhausen in die Nacht hinauf, wie eine hohe Zackenkrone, die eine Spitze ist als besonderes Meisterstück absonderlich gekrümmt; komisch aber ist es, in einer der besten unsrer Geographieen lesen zu müssen: „Die Stadt Gelnhausen ꝛc. Kirche mit einem schiefen Thurme (wie in Pisa).“ Der Thurm in Pisa und diese seitwärts geschweifte Thurmspitze, welch' ein Vergleich! In derselben Geographie wird auch der Kyffhäuser als der höchste Berg Thüringens angegeben. Dies fiel mir nur nebenbei ein, weil ich an den Barbarossa dachte, der im Kyffhäuser schläft, und wir jetzt in einiger Entfernung die schöne Ruine seiner Kaiserpfalz in Gelnhausen nur in dämmernden Umrissen erblickten. Auch diese Trümmer schlafen, wie verzaubert. Ich dachte an Tiecks:

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Mährchenwelt
Steig' auf in der alten Pracht! —

Bisweilen wurde auch die Braut an meiner Seite munter, sie hatte öfter im Schlummer leise geseufzt, und ich hatte sorglich, damit sie nicht friere, die Fenster beide heraufgezogen, und damit ihr der Mond nicht

auf die geschlossenen Augen scheine, was nicht gut ist, die grünen Vorhänge zugeschoben, so war es traulich dunkel im Wagen, und still, nur daß zuweilen ein leises Regen und Flüstern, vielleicht ein süßes Ach und ein mattes Seufzen hörbar wurden, wenn der Postwagen nicht allzusehr rasselte. Nicht alle Bräute sind treu. —

Ueber einer weiten Ebene, welche nach Westen hin die Höhen des Taunus eingrenzten, erhob sich die Sonne groß und rein, spiegelte sich in windbewegten Weihern, und ließ uns von Weitem schon das schöngebaute Hanau in herrlicher Beleuchtung erblicken. Bei guter Zeit erreichten wir Frankfurt, wo wir einige Tage zu rasten beschlossen hatten. Hier trennte sich unsre Reisegefährtin von uns. Wir wünschten ihr viel Glück auf den Weg und eine baldige Hochzeit.

II.

Frankfurt.

„Mein erst Geschäft sei Preis und Dank" singt ein deutsches Morgen- und Kirchenlied. Das erste Geschäft eines Reisenden aber, der nach der freien Reichsstadt Frankfurt kommt, und noch etwas weiter will, muß darin bestehen, seine Paßangelegenheiten zu ordnen, und wenn er damit zu Ende ist, wird er Preis und Dank doppelt sein Geschäft sein lassen. Wir wanderten, der Vorschrift gemäß, persönlich erst auf die Polizei, dann zu dem G. H. Sächsischen Gesandten, dann zu dem Preußischen, und zweimal zu dem Französischen, wurden überall mit der größten Höflichkeit empfangen, und mit der größten Schnelligkeit expedirt, und dennoch fiel uns nur so nebenbei ein, daß es gar nicht übel wäre, wenn sich in Frankfurt *eine* große vereinigte Gesandtschaftskanzelei befände, allwo zu bestimmten Stunden das ganze Paßvisirungswesen abgemacht, und

so den Fremdeu vielfältiges Fragen, beschwerliche Gänge und manigfacher Zeitverlust erspart würden.

Wem sollte es nicht in Frankfurt gefallen, dieser Stadt des Reichthums, des Glanzes, des Handels und der Diplomatik? Auch wir befanden uns dort einige Tage trefflich wohl, und bewegten uns in einem befreundeten Kreise von jungen Schriftstellern und Buchhändlern. Der Buchhandel gewinnt in Frankfurt immer mehr Aufschwung, und es steht nichts im Wege diese Stadt auch in literarischer Hinsicht wieder zu der Bedeutsamkeit zu erheben, die sie in frühern Zeiten, bevor Leipzig der Stapelplatz des deutschen Buchhandels wurde, ruhmvoll behauptete. Ohnedies war und ist bereits Frankfurt für die Rheinstaaten und die Schweiz das, was Leipzig für das nördliche und mittlere Deutschland ist. Der literärische, und literärisch-artistische Verkehr eben so, wie der kaufmännische ist äußerst lebhaft, der Sinn für jede schöne Kunst so angeregt, geistiger und materieller Genuß so mannigfaltig dargeboten, daß sich dort gewiß bei nur einigen Mitteln angenehm, heiter und zufrieden leben läßt. Die Kunstinstitute Frankfurts sind berühmt und bekannt genug. Unsere Freunde führten uns gleich am Tag unsrer Ankunft zu einer großen Production im Museum, die keinen Fehler hatte, als daß des Guten und Schönen ein wenig zu viel

nach einander geboten wurde. Kapellmeister Guhr dirigirte eine Symphonie mit seiner anerkannten Wissenschaft; er schwang den Zauberstab, und die Töne rauschten und flutheten wie ein klingendes Meer durch den Saal, seinem Wirken allein gehorsam. Das Orchester war trefflich besetzt, und wirkte großartig. Eine junge dramatische Künstlerin, Fräulein von Zahlhas, die zu schönen Erwartungen berechtigt, und sich nach guten Mustern gebildet zu haben scheint, sprach mit Gefühl und einem sehr wohllautenden Organ die Canzone „Tasso" aus „Zedlitz Todtenkränzen" u. a. Ihr Vater ist Verfasser mehrer mit Beifall aufgenommenen Theaterstücke. Dr. Gutzkow las eine geistvolle Humoreske vor: „Ueber die kleinen Freuden des Lebens: Pudel, Jokeis und Nachtigallen," bei allen diesen und andern Vorträgen verhielt sich das Publikum, was sehr zahlreich versammelt war, ziemlich passiv. Es war zum Erdrücken voll, und furchtbar heiß. Im Vorgemach des Saales waren aus dem Schatz des Museums gute Kupfer und Radirungen aufgestellt, an welchem sich die ergötzen mochten, denen es im Saal allzuwarm war. Bei Betrachtung dieser Kunstsachen erzählte mir mein Reisegefährte, welcher die ergötzlichsten Anekdoten wußte, die folgende:

Eine vornehme Dame betrachtete in ähnlicher Aus-

stellung eine englische Landschaft mit der Unterschrift Morning. Der Künstler hatte zur Staffage einen Flecken gewählt, aus welchem Landleute zu den Beschäftigungen des Morgens traten, Vieh ausgetrieben wurde, und den die aufgehende Sonne mit freundlichem Licht anstrahlte. Hin und her besann sich die Dame, ob sie nicht den Ort, der ihr die Hauptsache der Dar stellung schien, bereits kenne; und wandte sich endlich mit der Frage an den Erzähler: „Wo liegt dieses Morning? Mir ist es noch ganz unbekannt.“ Schnell war jener mit der Antwort zur Hand, und sprach, um sie nicht in beschämende Verlegenheit zu setzen: „In England, meine Gnädige, und ist durch seine Cronik sehr berühmt.“ —

In Frankfurt wohnte ich vor fünf Jahren der Feier eines schönen Tages bei. Es war im Herbst des Jahres 1830. Der Odem der Freiheit überwehte die Länder, daß sie in süßem Schauer standen, wie Blumen nach Frühlingsgewitter. In dem alten Römer stand ich, und ließ Deutschlands Vorzeit an mir vorübergehen, betrachtete die Kaiserreihe, und ließ mir sagen, daß die Reihe nun voll sei, und daß kein Raum mehr für einen deutschen Kaiser, den es ja auch in Wahrheit

nicht mehr gebe. Mir kam es damals vor, als sei noch Raum für viele Bilder in dem Saal, und jenes nur eine leere Sage. Sinnend trat ich zum hohen Fenster, sah herab auf den Römerberg, und wünschte still, ihn belebt zu sehen von einer wimmelnden Volksmenge, wie einst, und die alte Pracht festlicher Kaiserkrönungsaufzüge erneut. Dann las ich auch über der Thüre des Gerichtssaales den alten deutschen Kernspruch:

Eines Mannes Rede ist keine Rede,
man soll sie hören beede,

und ließ mir die *κατ' ἐξοχὴν* sogenannte goldne Bulle zeigen, diese Relique der deutschen Kaiserzeit, das Reichs-Grundgesetz, von dem nur das Wenigste noch Geltung hat. Es ist doch mehr als gut, daß wir nicht mehr an den Spruch des Goldsiegels: **Roma caput mundi** regit orbis frena rotundi — glauben müssen.

Am Abend dieses Tages, es war am 17. Oktober, bestieg ich den Pfarrthurm. Die Sonne schien goldflammend in den Rhein sinken zu wollen, dem der Main, hell wie Silber, zueilte. Das Taunusgebirge schwamm in dem zartesten herbstlichen Duft, den reinen Aether trübte auch nicht eine Wolke. Es schlug sechs Uhr, und drüben bei Sachsenhausen von einem freien Uferplatz donnerte ein Kanonenschuß. Er donnerte der Freiheit. Und unter mir im Domthurm begann es zu

klingen und zu dröhnen stark und mächtig, daß es mir alle Nerven erschütterte, und die Glocken allzumal sangen wie im Jubelchor mit lauten Zungen ein Halleluja, sie sangen es der Freiheit. Unten donnerten die Schüsse fort und fort, oben klangen die Glocken fort und fort, und mir zog eine seelige Lust ins Herz. Ich mochte aufjauchzen in den Feierklang, und wieder ganz still sein, und beten, und weinen. Jene Andacht kehrte wieder, mit der ich einst, ein Knabe noch, den ersten Jahrestag der Leipziger Völkerschlacht mitgefeiert, aber jetzt gesellte sich eine Wehmuth zu ihr, deren Ursache ich nicht anzudeuten brauche; dieser heilige Schmerz galt Deutschland.

In der Frühe des andern Tages erklangen abermals die Glocken, donnerten abermals die Geschütze, und die Straßen belebten sich früher als gewöhnlich, alles deutete auf Festesglanz, auf frohe Bewegung hin. Geschmückte Kinderschaaren zogen paarweise durch die Straßen, in die Kirchen, die sich mit Andächtigen wie mit Schaulustigen füllten. Alle Confessionen dankten dem Herrn für das wiedererlangte Gut der Freiheit. Nicht aber etwa einer Freiheit der Julitage, oder einer Freiheit, wie exaltirte Gemüther sie wünschten und damals zu erstreben suchten, sondern für die 1813 wiedererhaltene Freiheit der Stadt, die aufgehört hatte, Freistadt zu seyn.

Es war ein Fest des Dankes, das ein selbstzufriedener Patriotismus alljährlich erneut.

Und nach dem Gottesdienst erfüllte sich mein gestriger Wunsch; zum Römerberge wogte das Volk in Hast, und jenem Brunnen nahe, dem öfter Wein entsprudelt, fand auch ich unter so viel tausend Schaulustigen Halt- und Standpunkt.

Die Stufen zum Römer waren mit Scharlachtuch belegt, die grauen Hallen des Eingangs damit umkleidet. Und wie nun alles Volk so erwartungsvoll stand, aus allen Fenstern schöne Frauen und holde Mädchen sahen, selbst Dachlucken und gothische Thürmchen und Giebel heitre Schaulust besetzt hielt, die Senatoren im Festschmuck am Portal des Römers standen, da fehlte nur noch der Zug des Kaisers. Rauschende Musik erscholl von fern, und kam immer näher, und in wohlgeordneten Reihen zog die Heeresmacht der freien Stadt Frankfurt über den Römerberg. Linientruppen, Bürgergarden zu Fuß und zu Roß, dann die Artillerie mit den Geschützen, neben denen die Kanoniere mit brennenden Lunten gingen. Kein Kaiser zwar, aber doch ein erfreulicher und erhebender Anblick, diese Waffenmacht zu sehen, so wie es immer erhebend ist, wahrzunehmen, daß eine Stadt oder ein Land frei ist, und stark durch sich selbst.

An jenem Tage ging ich auch auf der Promenade spatzieren, und begegnete einem alten Mann von scharfen Gesichtszügen, der mit einem jüngern lebhaft sprach. Er trug einen feinen, langen, zugeknöpften Rock und die Hände in dessen Taschen. Ein Freund, der mich begleitete, sagte mir, wer er sei, und ich freute mich, diesen Mann zu sehen. Jetzt ging ich mit meinem Begleiter und einem Frankfurter Literaten durch dieselbe Promenade, und siehe, es begegnete uns derselbe Mann, und es kam das bekannte Witzwort zur Sprache, wodurch sich dieser Mann von Christus unterscheide, nehmlich daß Christus gewesen sei der König der Juden, und dieser Mann der Jude der Könige. Ich weiß nicht mehr, ob er wieder die Hände in der Tasche hatte, wie damals, ich weiß nur, daß er ganze Länder im Sack hat. — Damals und heute führte mich der Weg an der Bockenheimer Warte vorbei zur Ariadne.

Mein geistreicher Reisegefährte improvisirte über diese Worte ein artiges Gedicht, das aber leider meinem Gedächtniß entfallen ist, und das ich gerne mittheilen möchte, daher ich versuchen will, es seinem ungefähren Inhalt nach zu improvisiren:

Du Bockenheimer Warte
Bist recht ein alter Narr,
Dich freut nicht Lenz, nicht Sommer
Stehst immer kalt und starr.

Die schönen „Frankforter Mädcher"
Gehn lachend an Dir vorbei,
Was kümmert sie Dein Winter?
Sie denken an ihren Mai.

Sie lachen, schäkern, plaudern,
Stehn dann und wann auch still,
Ob wohl der Herzgeliebte
Nicht bald nachkommen will.

Hinüber nach Sachsenhausen
Blickst Du voll Sehnsuchtsgram,
Weil die Sachsenhäuser Warte
Nie zu Dir herunter kam.

Du äugelst still hinüber,
Dein Freund steht einsam dort,
Nur auf des Sturmwinds Flügel
Legt ihr beide Gruß und Wort.

Einstmals, kurz vor der Welt Ende,
Wird ein großes Wunder geschehn,
Es werden die beiden Warten
Auf der Zeil spatzieren gehn.

Wann dieses sich zu wird tragen,
Wird hier noch ein Wunder geschehn:
Heirathen dürfen alle Juden,
Und nicht blos fünf und zehn. —

Die Ariadne auf dem königlichen Thier, das sie trägt, ist und bleibt ein hohes Kunstwunder. Vorüber ist der Schmerz um den treulosen Mann, dem sie alles geopfert; eine Siegerin, durch die Liebe des Dionysos zur Göttin erhoben, ruht sie hier, und ihrer Macht sich bewußt, ihre Hoheit fühlend, feiert die glückliche liebende Königstochter einen Moment des höchsten Triumpfes. — Wir besuchten auch das schöne Städelsche Kunstinstitut; es ist bekannt und beschrieben genug; mich zog besonders ein neues Bild an, das Portrait des berühmten Frankfurter Naturforschers und Reisenden **Dr. E. Rüppel**, gemalt von Binder, der seinen dauernden Aufenthalt jetzt dort genommen hat. In diesem Portrait ist Wahrheit und Leben; man sieht, es muß wohl getroffen seyn, auch wenn man den nicht persönlich kennt, den es darstellt.

So sahen wir noch viel des Schönen, das Frankfurt in seinem reichen Schoose birgt, ich zumal lief tüchtig herum, doch drängte sich mir dabei die Bemerkung auf, daß es zu verwundern, ja daß es ein Mangel an Erleichterung des Verkehrs sei, in Frankfurt keine Lohnkutscher mitten in der Stadt zu finden, wie in vielen Städten, z. B. in München der Fall ist. Leichte und wohlfeile Kabriolets würden Tausenden von Fremden willkommen sein, und von ihnen benutzt

werden. Hierin sind die Pariser und Wiener Einrichtungen unübertrefflich!

Endlich gebot uns die Zeit Trennung von dem heitern Frankfurt und dem Kreise junger Literaten.

Wir fuhren abermals in die Mondnacht hinaus, aber so schön, wie von Vacha nach Hanau war diese Fahrt nicht. Es hatte stark geregnet und war kalt. Wir waren bis 11 Uhr in froher Gesellschaft gewesen, hatten nur eine Stunde, und die nicht recht, geruht, und waren zu an- und aufgeregt, um wieder schlafen zu können.

„Erzähl' etwas," sprach ich zu meinem Reisegefährten. „Was willst Du denn hören?" fragte er. „Was Du willst" erwiederte ich: Etwas lustiges oder düsteres, mährchen- oder novellenartig, neu und mundrecht, daß sich etwa eine Novelle daraus machen läßt." Nach einigem Nachdenken erzählte mein gefälliger Freund die

Geschichte vom zweiten Gesicht.

Als ich in Kiel studierte, lernte ich einen jungen Schottländer kennen, an den mich zuerst ein eigennütziges Interesse fesselte, nämlich das, mich in seiner Landessprache zu vervollkommnen. Da ich des Englischen ganz mächtig war, so wurde mir es mit Mac Andreas Hülfe und durch den Umgang mit ihm sehr

leicht, auch im Schottischen große Fortschritte zu machen. Bald aber war es nicht mehr die Sprache allein, die mich seinen Umgang suchen ließ, sondern sein Herz, das vor mir aufgedeckt lag, wie eiu offnes Buch, und das von der reinsten Liebe zu allem Guten erfüllt war. Ich war so glücklich, ihm das, was ich ihm dankte, vergelten zu können, und gab ihm Liebe für Liebe. So verfloß uns bei eifrigen Studien und im freundlichsten Umgang rasch ein Jahr. Oft und viel hatte mir Mac Andreas von seinem Vaterlande erzählt. Damals hatte Walter Scott kaum erst begonnen, die Reize der Hochlande, die melancholischen Thalgründe, die schweigenden Seen und die elfenbevölkerten Haiden Schottlands zu schildern, aber mein Freund sprach mir von allen diesen mit nicht minderer Begeisterung. Wenn wir zusammen den Ossian lasen, wie erheiterte sich da sein Blick, und wie wurde er wieder tiefernst! Wie Wolkenschatten über eine blühende Alpentrift fliegen, so überflog sein offenes Antlitz dann ein leiser Zug von Schwermuth, ein Ahnen jener magischen Sehnsucht, die wir Heimweh nennen. Höchst lebendig verstand Mac Andreas zu schildern, und eine ganze Wunderwelt umwebte und umwogte mich, wenn er mir die herrliche Melodiehöhle Fingals auf Staffa, die Pracht ihrer Basaltsäulen, das Dunkel der Meeresfluth, die sie erfüllt, beschrieb, oder durch die an=

ziehende Beschreibung des Kompaßfelsens auf Cannay an die alte Sage vom Magnetberg erinnerte. Als er einmal wieder darauf zu sprechen kam, las ich ihm aus Matthison's Gedicht „die Kinderjahre" die Strophe vor:

Da glaubt' ich grüne Zwerge
Mit diamantnem Speer,
Und vom Magnetenberge
Die schauerliche Mähr'.

Lebhaft rief er aus: Grüne Zwerge? Ei vortrefflich! Wußte euer deutscher Dichter schon, daß unser Landvolk die Elfen grün gekleidet schildert? In grünen sonnigen Hügeln wohnen sie, in grünen Gewanden, mit grünen Mänteln bedeckt durchgehen, durchreiten sie das Land, auf grünen Tischen stehen ihre Speisen, und grün ist sogar die Zaubersalbe, mit welcher sie bisweilen den Sterblichen die Gabe des zweiten Gesichts ertheilen.

„Glaubst Du an diese wunderbare Gabe?" fragte ich Mac Andreas. „Ja, mein Freund," erwiederte er mit einem halbunterdrückten Seufzer: „ich glaube nicht nur daran, sondern sie ist mir selbst zu Theil geworden, ein unwillkommenes Geschenk unbekannter Mächte, im Stande, unglücklich zu machen, wie alles, was uns nicht aus den reinen Höhen des ewigen Lichtes wird."

„So glaubst Du am Ende auch selbst an euer stilles

Hügelvolk, und theilst den Wahn des gemeinen Mannes?" forschte ich weiter.

„Was ist Wahn, was ist Glaube?" erwiederte Mac Andreas: „Kannst Du mir die Grenze sagen, wo der Glaube an den Wahn streift, oder wo das Irlicht Wahn zur Pharusfackel Glaube wird? — Unsere Familie ist sehr alt, und hat, wie so viele andere, einen Brownie, den bekannten elfenartigen braunen Haus- und Schutzgeist, den Du ja auch in den deutschen Volkssagen als Hauskobold, Hinze- und Heinzelmann wieder findest. Mir wenigstens wurde in der Wiege und auf dem Ammenschoos schon vom Brownie gesagt und gesungen; ich ward belehrt, zu thun, was ihm wohl gefiel, und zu unterlassen, was ihn erzürnen könnte, denn an seine Gunst, so lautete die heimatliche Tradition, war das Glück des Hauses geknüpft, und man unterließ nicht, mir warnend die Geschichten vom verlornen Glück zu Edin-Hall, wie von dem zu Lirthin-Hall so wiederholt zu erzählen, bis sie meinem kindlichen Gedächtniß fest eingeprägt waren. Nächstdem hörte ich über hundert Sagen von den grünen Elfen, die ganz in der Nähe unsers Stammsitzes ihren Aufenthalt haben sollten, wie die dunkelgrünen Ringe auf den von braunem Riethgras überräucherten Triften bezeugten, darauf die Elfen ihre nächtlichen Mondscheintänze halten. Mir ist

mindestens nicht bekannt, daß die Naturforscher eine andre und genügende Erklärung dieser Rasenringe gegeben hätten."

Ich hörte diesen Reden mit gespannter Aufmerksamkeit zu, einigermaßen befremdeten sie mich an meinem verständigen Freund, und anderntheils zogen sie mich lebhaft an, da ich dem Volksaberglauben, dieser unerschöpflichen Quelle und Fundgrube für Poesie, immer großen Antheil und mannigfaltige Studien gewidmet hatte; ich wollte daher sehen, was endlich herauskommen werde, und ließ Mac Andreas ruhig sprechen, der von der Erinnerung an seine Kinderjahre ergriffen, mit schwärmerischen Blicken fortfuhr zu erzählen:

Ich war ein Kind; meine Phantasie war genährt und erfüllt mit dem Glauben an eine Wunderwelt, an Wesen, die mir gleich waren an Kleinheit, und den Kindern hold und günstig. Daher war es kein Wunder, wenn ich die Elfen sah oder zu sehen glaubte in den kleinen Staubwirbeln auf den Wegen, in flücken grünen Eidechsen, im fliegenden Sommer, im Nebel, der Abends über die Haiden wogte, und des Morgens den grünen Hügeln entstieg. Dies sah ich wachend, das übrige thaten meine Träume hinzu. Aber noch heute ist mir, als hätte ich wachend erlebt, was doch wohl nur der phantastische Traum einer Sommernacht

gewesen ist. Ich war schon sieben Jahre alt, hatte unsern Brownie noch nie gesehen, wohl aber oft gehört, denn jedes unheimliche Geräusch, wenn das Holz platzte, wenn die Katzen auf den Böden und die Ratten in den Ställen ihr Wesen trieben, mußte der Brownie verursacht haben. Genug, als ich am Abend meines siebenten Geburtstages noch im Garten spielte, war mir, als sähe ich den Brownie, ohne alle Furcht, ohne alles Grauen. Nie werde ich diesen Abend vergessen. Milder Mondschein umwob unsre schöne Flur; der Mond selbst stand wie ein König auf der fernen Bergkette; nur das Geplätscher eines Baches und ein leises Rauschen, das durch das roth blühende Gezweig der Haide zog, welche die nahen Hügel überwucherte, unterbrach die Stille der Nacht; hochgestengelt überragte voll träumender Purpurblüthenglocken der rothe Fingerhut das niedere Gesträuch. Ich mag wohl eingeschlafen gewesen seyn und geträumt haben, denn woher sollte der braune Knabe gekommen seyn, der sich plötzlich zu mir fand, mir bunte Schmetterlinge zeigte und Käfer von seltener Pracht und Schönheit, auch Korallen aus dem Meeresgrund und mancherlei funkelndes Gestein. Nachdem wir eine Zeitlang mit einander vertraulich gespielt, lange genug, daß ich bemerken konnte, wie mein Spielgesell, was das Gesicht betraf, nicht zu den hübschesten Kna-

ben gehöre, daß er ein abgetragenes braunes Röcklein trug, und es in Rücksicht der Beinkleider mit den Bergschotten hielt, pflückte er zwei Fingerhutblüthen, setzte mir eine und sich eine auf das Haupt, und wunderbar, diese rothen Hütchen paßten uns, trotz ihrer Kleinheit; darauf sprach er: Wollen wir reiten? Freudig bejahte ich, und da hatte er gleich zwei Hanfstengel zur Hand, das sollten unsre Pferde seyn; rasch, wie nur Träume verwandeln können, verwandelten sich nun diese Hanfstengel in wirkliche Pferdchen, auf denen wir die ganze Seligkeit jener Träume genossen, die dem jugendlichen Alter eigen sind, in denen uns ist, als flögen wir. Wir flogen sanft und schnell, und im Fliegen strich mein Gefährte mir einmal im Scherz über die Augen. Da sah ich, daß wir nicht allein waren. Wie Nebel zog es über Hügel und Bäche, wie Flaum und Flöckchen sank es nieder von den Berggipfeln, wie fliegender Sommer schwebte es um Busch und Baum, und nahm Gestalt an, leicht und ätherisch, Menschen ähnlich, aber klein, o so klein, daß ich mich ein Riese däuchte unter diesem Volk, das nur so groß war, wie die Püppchen, mit denen meine Schwester spielte, an die ich gleich dachte, und hoffte, ihr einige dieser lebendigen Püppchen mit nach Hause zu bringen. Das war das gute Volk der Hügel.

Nun hörte ich auch ein holdes Klingen, das durch die Luft summte, wie ferner Harmonikaklang. Es schien von den kleinen Glockenblumen zu kommen, die aus Felsenspalten hervorblühten, und durch der Eichen dunkles Laubgrün säuselte wunderbares Getön. Eine zauberische Pracht ergoß sich über die friedlich ruhende Sommerflur, die Baumblätter glänzten wie Smaragd, wie Chrysolith und Chrysopras das Gras, und die Nelken, die vom Felsen nickten, erglühten wie feurige Rubinen. Hellsaphirblau schimmerten die Vergißmeinnicht, und perlengleich ruhten auf ihnen die Silbertröpfchen des Abendthaues. Um einen kleinen Hügel zog sich ein dunkler Elfenkringel, darauf tanzte eine ganze Schaar von Elfen, während andre sich auf Scabiosenblüthen wiegten, und auf dem schwankenden Gezweig des Farrenkrauts schaukelten. Manche Elfen weckten schlummernde Libellen auf, und setzten sich reitend zwischen ihre Flügel, oder sie schwangen sich auf dunkle Phalänen, und umsurrten dir tanzenden Freunde; auch führten sie scherzhafte Kriege. Die Glöckchen vom Fingerhut waren ihre Helme, Blätter vom Huflattig ihre Schilde, Nadeln der Kiefer ihre Pfeile. Auf dem Hügel aber thronte, glanzumgeben, wie sie die Sagen schildern, die Elfenkönigin. Nie sah ich solchen Reiz, und nichts sah ich, als diesen Reiz. Nur zu kurz

währte meine Traumfreude, mein Begleiter, der bei aller Freundlichkeit doch schadenfrohe Brownie hieb mein Pferdchen mit einer Streitkolbe, dem stachlichen Samenstengel der Igelknospe, die er sich rasch gepflückt auf dem sumpfigen Rieth, und plötzlich blieb hinter mir alle die magische Herrlichkeit. Unversehens war ich wieder in unserm Garten, mein Gefährte riß mir das Fingerhutmützchen vom Kopf, und war hinweg, ich wußte nicht wie. Ich hörte laut meinen Namen rufen, und bald kam ein alter Diener unsrer Familie, den die Mutter, ängstlich über mein Außenbleiben, in den Garten gesandt, und der mich in das Haus führte. Von diesem Augenblick an hatte ich die Gabe des zweiten Gesichts."

„Wie offenbarte sich dies?" fragte ich gespannt den Erzähler, dem es gefallen hatte, statt mir Aufschluß über ein räthselhaftes Geheimniß zu geben, ein Elfenmährchen zu erzählen. „Du sollst es gleich hören," fuhr Mac Andreas fort. „Ich war kaum in das Zimmer getreten, in welchem ich meine Mutter, meine Schwester und meinen ältern Bruder fand, als ich zufällig in das Gesicht des alten Dieners blickte, und mit Entsetzen es ganz verwandelt fand, einem Todtenhaupt weit ähnlicher, als dem eines Lebendigen. Zugleich sprach eine unerklärbare Stimme zu mir: Tom wird

in einem Monat sterben. Ich schwieg bestürzt, meine Mutter machte mir sanfte Vorwürfe, daß ich so spät in dem Garten verweilt, wo Tom mich schlafend und halb betäubt gefunden zu haben vorgab. Tief ergriffen barg ich meinen Kopf in den Schoos der Mutter, neben der ich kniete, und brach in einen Strom von Thränen aus, die weniger ihrer Strafrede, als vielmehr dem, was ich erblickt, und was mit Centnerschwere auf mein Gemüth drückte. Als ich nun auch am folgenden Tage tief in mich gekehrt umher ging, öfter weinte, und nicht im Stande war, mich der Mutter zu verbergen, drang sie in mich, ihr zu sagen, was mir sey, und was mir begegnet. Ich erzählte alles, und eine Wolke von Kummer lagerte sich auf das reine Antlitz dieser herrlichen Frau. Nach vier Wochen starb der alte treue Tom. Später habe ich noch öfter diese beunruhigende tief niederdrückende Erscheinung gehabt, es den Menschen anzusehen, wann ihre letzte Stunde nahte, doch meist nur bei solchen, die zu unsrer Familie gehörten, oder in engen Beziehungen zu ihnen standen, am häufigsten war das der Fall in meinem vierzehnten Jahr, just sieben Jahre nach jenem Kindestraum, der doch am Ende mehr als Traum war, mindestens unerklärbarer Einfluß einer Macht, die unsern Augen sich verborgen hält."

Ich hörte das mit einer ungläubigen Verwunderung und lächelnd an, und brachte das Gespräch, da ich sah, wie unangenehm es meinen lieben Freund berührte, auf einen andern, und auch später niemals wieder auf diesen seltsamen Gegenstand. Wir setzten eifrig und harmlos unsre Studien fort, und Mac Andreas wurde mir immer lieber. Noch oft erzählte er mir von seinem Vaterlande, und sprach wiederholt die Bitte aus, daß ich ihn, da sein Abgang von der Universität Kiel bevorstand, dorthin begleiten möchte. Lebensfroh, jung, unabhängig und bemittelt, wie ich war, stand nichts im Wege, das mich hätte hindern können, den Freund zu begleiten, und die Reize seiner an großartigen Naturschönheiten reichen Heimath zu schauen. Seine Freude, da ich einwilligte, war unbegrenzt und unbeschreiblich. Bald war alles geordnet; wir überschifften fröhlich die Nordsee, und nach glücklicher Fahrt nahm uns der Hafen von Leith auf, den wir rasch verließen und uns in die bewege Lebensstromfluth des herrlichen und großen Midlothian stürzten.

Nach einigen in Edinburg höchst glücklich verlebten Tagen eilten wir der Heimath meines Freundes zu. In einer sehr romantischen Gegend, nahe bei Kinnardine erhob sich sein altergrünes, väterliches Schloß. Der heimkehrende Sohn und der Freund, von dem er s-

oft geschrieben, und den er in diesen Briefen vielleicht über die Gebühr gepriesen, wurden mit einer unbegrenzten Freude aufgenommen. Die Familie war höchst liebenswürdig, sie bestand aus dem Vater, einem noch sehr kräftigen Mann, der Mutter, dem jüngern Bruder meines Freundes, und seiner Schwester Dorthula, einem Mädchen in den schönsten Jahren der jungfräulichen Blüthe. Reich und angesehen, gebildet und von den edelsten Grundsätzen beseelt, hätte diese Familie die glücklichste in Perthshire genannt werden können, wenn nicht auch über ihre Glückssonne die trübe Schicksalswolke gezogen wäre, die ach, fast auf jedes Leben, sey es an seinem frischen Morgen, an seinem heißen Mittag, oder seinem stillen Abend ihren nächtlichen Schatten wirft; der jüngere Bruder war kränklich; ein unheilbares Siegthum verzehrte ihn innerlich, und die Familie mußte den ungeheuren Schmerz tragen, diesen geliebten und liebevollen Jüngling rettungslos dem Tode zuwanken und zuwelken zu sehen. Ich tröstete mit Hoffnungen, ich beschäftigte mich freundlich mit dem Kranken, er unterhielt sich gerne mit mir, und in Kurzem besaß ich das ungetheile Wohlwollen aller Mitglieder dieser trefflichen Familie. Jung und feurig, wie ich war, konnte ich nicht lange unempfindlich gegen die süßen Reize der holden Dorthula bleiben, und mit

Entzücken nahm ich wahr, daß auch ihre freundliche Zuneigung zu mir sich in volle glühende Liebe verwandelte. Ich entdeckte mich Mac Andreas, ich sprach mit der Mutter, mit dem Vater, und diese edeln Menschen hatten nichts gegen eine Liebe, die, wie sie hofften, das dauernde Glück ihres Kindes begründen sollte. Ich sollte nur ein Jahr lang noch warten, daheim meine künftigen Lebensverhältnisse feststellen, und dann nach Schottland zurück kehren, mir die liebende Braut zu holen. Welcher Himmel in meinen Aussichten! Doch die Nebelschleier des Unglücks trüben oft die klarsten Fernen.

Es kam der einundzwanzigste Geburtstag meines Freundes, der als frohes Familienfest, und zugleich als der Tag meiner stiller Verlobung mit Dorthula begangen werden sollte, und begangen wurde. Es war der glücklichste Tag meines Lebens. Am Abend, der einer der schönsten des Jahres war, mondhell, warm und lind, durchwandelten wir, Dorthula, Mac Andreas und ich, den umfangreichen Park. Der jüngere Bruder hatte bereits das Zimmer suchen müssen, er durfte sich der Abendluft nicht aussetzen. Ich führte Dorthula und wir schufen uns die reizendsten Bilder der Zukunft, schimmernde Luftpaläste, hineingebaut in den Himmel unsers Glücks. An einer schattigen Stelle

erblickten wir schon von weitem einen hellen, wunderbaren Schimmer, so daß wir unsern Schritt unwillkührlich nach ihm hinlenkten. Nahe hinzugekommen, entdeckten wir einen Kreis von fünf Glühwürmern, die im thaufeuchten Grase lagen, und hell leuchteten. Sie schienen mit Absicht so gelegt, in dem Mittelpunkt dieses Kreises schien etwas Lebendiges zu sitzen, allein wir mochten uns, obgleich wir es zugleich erblickt, doch getäuscht haben, denn als wir nahe hinzugingen, war nichts zu sehen, als der leuchtende Sternenkranz im Grase. Schon bückte ich mich, diese Prachtdemanten der Natur aufzusammeln, ich wollte mit diesem Glanz das dunkle Haar meiner Verlobten schmücken, aber Mac Andreas hielt mich davon zurück, indem er mit bewegter Stimme sprach: „Bruder, thue das nicht. Diese Larven des Glühwurms sollen die Haut ätzen; laßt uns gehen, es ist hier ohnedies ein unheimlicher Ort, hier war es auch, wo ich den wunderlichen Elfentraum träumte, — heute, wahrhaftig, heute sind es just zweimal sieben Jahre. Gott schütze meine Augen. Dorthula schauerte, ich drückte ihren vollen Arm fester an mein Herz, wir gingen nach dem Hause.

Am andern Tag sah ich Mac Andreas auffallend ernst, ja traurig sogar, doch schob ich diese anscheinende Verstimmung auf Rechnung seiner Liebe zu mir, der

ich nun Anstalten meiner Abreise treffen mußte. Doch seine kummervollen Mienen dauerten fort. Wie wir ihn fragten, fand er einen natürlichen Grund dafür in der Krankheit seines Bruders, mir lag es aber unendlich schwer auf dem Herzen, ihn so einem verzehrenden Leiden hingegeben zu sehen, und nahe von meiner Abreise sprach ich zu ihm, als wir allein waren: Bei unsrer Liebe, Freund und Bruder, sage mir, was Dir fehlt, was Dich bekümmert! Es ist nicht Deines Bruders Krankheit allein, ich bitte Dich:

Es ist nicht Deinen Bruders Leid
Andreas, Andreas!
Es ist nicht Deines Bruders Leid
Dich drückt ein andrer Schmerz.

Eingehend in den traurigen Ton der altschottischen Ballade, den ich angeschlagen, antwortete er mir nun mit einem tiefen Seufzer:

Ich hab' gesehen mein'n Vater todt,
Bernhard, Bernhard!
Ich hab' gesehen meine Mutter todt,
Und das, das quält mein Herz.

Stumm und erschüttert stand ich, und blickte ihn zweifelhaft an. Er sank in meine Arme, ein Thränenstrom entquoll seinen treuen Augen, krampfhaft hielt

er mich umfaßt, und flüsterte: Freund, Du scheidest von uns auf Nimmerwiedersehen. Du hast — sey stark, ich beschwöre Dich! Du hast einen grausamen, grausenhaften Nebenbuhler — den Tod. Ehe zwei Jahre vorübergehen, ist der Name meiner Familie hinweggetilgt aus dem Buche der Lebendigen." „Wie?" zitterte es aus mir heraus: „auch Dorthula? — Besinne Dich doch, lieber Andreas, bedenke doch, welche Last von Kummer Du auf mein Herz wälzest!" „Trage sie männlich," erwiederte er: „und gelobe ein Schweigen bei Gott und allem was Dir heilig ist, gelobe mir, keines von den Meinen ahnen zu lassen, daß ich mein schreckliches prophetisches Ahnen Dir vertraut.

Ich reichte ihm still die Hand, mein Gemüth war von tausend Zweifeln zerrissen. Stets hatte in mir ein klarer Verstand gesprochen und gewaltet; ich liebte in allen Dingen das Gewisse und Bestimmte, und jetzt zog der Freund mich in einen Zauberkreis von Ideen und Anschauungen hinein, die so ganz der Nachtseite des Lebens angehörten, der ich mich immer abgewendet. Tag, Licht, Vernunftglaube waren die Pole, um die sich mein Denken und selbstständiges Handeln drehte, und sollte ich mich unbedingt dem Wahn gefangen geben? das vermochte ich nicht. Ich äußerte dieß gegen Mac Andreas; er aber entgegnete ernst darauf: „Höre,

harre und urtheile dann. Ich will Dir noch ein Zeichen sagen. Unsern traurigen Todesreigen eröffnet mein Bruder, ihm folgt, o mein armer Freund! ihm folgt Dorthula. Dann stirbt mein Vater, er wird ihr Nekropompe, er trägt ihr die Fackel nach, dann trifft mich die Reihe, und die gute fromme, herrliche Mutter schließt.

Wie Eis überlief mich diese furchtbare Prophezeihung, mir schwindelte. Vergebens suchte ich tausend Gründe der gesunden Vernunft auf, ihm wie mir selbst den Glauben an diese Ahnung auszureden. Mein Abschied war sehr schmerzlich, ich schied von allen mit blutendem Herzen. Mac Andreas sah seine Schwester mit einem unbeschreiblich wehmüthigen Lächeln an, als sie weinend an meinem Halse hing, und mich beschwur, ihr treu zu bleiben, und bald, recht bald wiederzukommen.

Und ich kann nun kurz sein. Das zweite Gesicht, die unerklärbare und unselige Gabe einer gewiß noch weit unseligern Macht, behauptete ihr altes Recht. Ehe ein Monat vergangen war, empfing ich die Nachricht von dem Tode des jüngern Bruders, doch dieser war ja vorauszusehen gewesen. Einen Brief voll Liebe, voll Hoffnung, voll Trost schrieb ich an Dorthula. Sie ist mir aber darauf die Antwort schuldig geblieben, sie starb dem Bruder nach, und ich weinte auf den Trümmern

meiner holden Glücksträume. Zwei Tage darauf schon, ehe sie noch begraben war, starb ihr Vater. Ein halbes Jahr darauf zeigte mir die bis in den Tod betrübte Mutter das Verscheiden ihres Andreas an, dann habe ich nichts mehr gehört. Gewiß ist auch sie ihren Lieben gefolgt, und hat über ihren tiefen Schmerz vergessen anzuordnen, daß ihr Tod mir gemeldet werde. Lange, lange haben diese Ereignisse störend auf die Ruhe und den Frieden meines Lebens gewirkt, bis ich auch dieses Schmerzes Herr wurde. Ist doch manches Leben nichts anders, als ein dauernder Kampf mit dem Schmerz.

Der Freund schwieg, auch ich versank in tiefnachdenkendes Schweigen, aus dem mich nur erst das plötzliche Anhalten des Wagens aufstörte. „Was ists?" riefen wir.

„Wir sind an der Grenze!" scholl des Kutschers Antwort, und indem er dem Zollvisitator den Kutschenschlag öffnete, öffnete er uns zugleich die unerfreuliche Aussicht einer langweiligen Durchsuchung. Doch zu

unsrer großen Freude durften wir alsbald weiterfahren, nachdem wir mündlich versichert, daß wir nichts Zollbares bei uns führten, und nun ging es rasch weiter in den grauenden Morgen hinein.

Die Schläge einer dumfen Domglocke kündeten uns die Nähe von Mainz an, aber sehen konnten wir noch nichts davon, der Weg krümmte sich seltsam, und auf einmal wandte zu meiner großen Verwunderung der Kutscher wieder um. Die Pferde waren warm und das Thor von Kastel, dem wir uns bis an die Brücke genährt, war noch verschlossen, daher wir noch ein wenig warten mußten, und ein wenig spatzieren gefahren wurden. Auch auf der Zugbrücke mußten wir noch lange harren, bis die bestimmte Stunde schlug. Unterdeß sammelten sich eine Menge Landleute, die zur Stadt wollten, Milchbäuerinnen und Gemüsefrauen. Was eigentlich die Maaßregel, mitten im tiefen Frieden diese Thore bis an den lichten Tag gesperrt zu halten, und die Reisenden zu zwingen, im Wind und Wetter auf der Brücke auszuharren bis zu einer gewissen Zeit, bezwecken soll, weiß Gott, und wahrscheinlich auch die Commandantschaft, uns bleibt es ein Mysterium. Unsre Schuld wäre es nicht gewesen, wenn wir das Dampfschiff versäumt hätten, dessen helle Glocke schon durch

die frische Morgenluft schallte, als wir über die schöne Rheinbrücke fuhren. Wie freudig grüßte ich wieder den majestätischen Strom, den ich zu einer Zeit gesehen, wo der jugendliche Baum meiner Lebenshoffnung noch voller Frühlingsblüthen stand.

III.

Die Rheinfahrt.

Das Dampfschiff: die Stadt Coblenz nahm uns auf, und rauschte bald dem alterthümlichen Mainz vorüber. Gern hätte ich diesesmal wieder den Dom besucht, den Grabstein des Sängers Frauenlob, den der Fastrada, Karl des Großen zweiter Gemahlin besehen, und den eines lustigen Rathes, der, wenn ich nicht irre, im Domkreuzgang dicht bei jenen steht. Wie Narr und Tod auf alten Bildern traulich mitsammen gehn, ebenso gesellte auch das Mittelalter in seiner wunderlichen Laune Narren und Dichter, bis beide gar in eine, halb komische, halb wehmüthige, Figur zusammenschmolzen. Auch jenes schöne Grabmahl des Bischoffs Berthold von Henneberg hätte mich in mehr als einer Beziehung angezogen, da dieses hochverdienten Kirchenfürsten Marmorbüste sogar zu einer Mitzier der Wallhalla erkoren ist, doch — Mainz war nun einmal nicht das

Ziel meiner Reise, und ich mußte mich an die Erinnerungen halten, die auch mächtig genug beim Anblick der schön am Ufer hingelagerten Stadt in mir sprachen. Ich konnte Niemand fragen, ob wohl der alte merkwürdige Thürmer auf dem Stephansthurm noch am Leben sey, ein Mann, der den schönsten Greisenbart hat oder hatte, den ich je gesehen, eine ächte Prophetengestalt, und wie ich hörte ein Liebling des Dichters Wilhelm Müller, der auch sein Bild gezeichnet und dem Alten zurückgelassen. Vom Stephansthurm zu Mainz überschaut man eine entzückende Gegend und nicht ernst und düster, sondern freundlich wie fast nie, tritt der Geist des klassischen Alterthums in die sonnenhelle Gegenwart. Die Trümmer des Aquädukts liegen malerisch in der grünen Flur, die weißen Legionensteine leuchten wie Grabmonumente eines modernen Kirchhofs herüber, und nur der Eichelstein, ein fast formloser grauer Thurmzwerg, sieht ernst und nachdenklich den gleich Stromeswogen vorüberdrängenden Zeitmetamorphosen zu.

Die Wasserflügel des Dampfschiffs schlagen die brausende Stromfluth zu sprützendem Schaum; wie vom Bogen geschnellt, unaufhaltsam schießt der Pfeil des Schiffs dahin, und majestätisch zieht das oft gepriesene romantische Land des Rheingaues uns mit allen seinen Schlössern, Dörfern, Städten, Kloster- und Bergtrümmern,

Felsenwänden und Waldbergen entgegen. Wie der goldne Schlüssel zu dieser Zauberpforte, die sich bei Nieder-Walluf öffnete, prangt gleich das prächtige Schloß von Bieberich, das aus einem schönen Feentraum in die Wirklichkeit herausgetreten scheint. Manchem umbuschten Rieth fliegen wir vorüber, und vom Verdeck des reinlichen Dampfschiffs sehen wir hoffend und freudig den kommenden Reizen der Landschaft entgegen; wie rauschend schnell das Schiff auch fährt, unsre Blicke segeln ihm weit voran, überspähen die Fülle der Ansichten, und bleiben dann an einem schönen Punkt haften, wie der Schmetterling an einer Blume, und auch nicht länger wie ein Schmetterling an einer Blume. Jene langgestreckten Riethe, Inseln im Rhein, führen den Namen Auen und an der Petersaue und Ingelheimeraue fahren wir nahe vorbei, ehe wir noch Bieberich erreichen. Und jetzt thut sich das Eldorado der schönsten Aussicht auf. Wie ein großer See, den die hohen fernen Berge amphitheatralisch eingrenzen, ruht der Spiegel des Rheins. Schierstein mit seinen Obstwäldern, darüber die Bergruine Frauenstein, Walluf mit dem heitern Uferschlößchen der Grafen von Stadion, fliegen rasch vorbei, und schon zieht näher und immer näher Ellfeld heran, der Hauptort des Rheingaus, die alta villa der Römer. Graues Gewölk hing über diesen Hochberg und

verhieß uns keine lachende Fahrt. Ueberhaupt sahen wir den Rhein nicht in jener warmen sommerlichen Färbung, die so oft geschildert wird, sondern vielmehr in einem recht düstern und melancholischen Kolorit, das gut zu den Trümmern paßte, die wie Grabsteine auf den Hühnenhügeln stehn, darunter das Mittelalter schläft. Es ist mir recht lieb, den Rhein und die Rheingegend so gesehen zu haben; er hat meinem Auge auch so unendliche Reize entfaltet. Die Rebenberge waren noch nackt, wie das erste Menschenpaar, noch nicht verhüllt von dem Feigenblatt des einförmigen Weinlaubgrüns, alle Blätter= und Blüthenfülle schlief noch träumend in den lenztriebgeschwellten Knospen, und die Natur lag noch in dem Morgenschlummer seliger Frühlingshoffnungen. Die Zeit, in der auch wir dem Lenz entgegensehen und entgegenharren, ist eigentlich die schönste, eben weil wir dann noch hoffende Kinder sind, die sich auf Sonnenblicke und Blumen freun. Wenn sie mitten in der Sommerherrlichkeit und Blumenfülle stehen, wissen sie kaum was sie anfangen sollen mit all dem Reichthum, werden seiner überdrüssig, zerzupfen selbst ihre schönsten Kränze und denken nun schon an den Herbst, der ihnen Beeren und Früchte bringt.

Einige große Auen schmälern das Strombett; es sind die Rhein=Langwarther und Sandauen, und so

sind wir genöthigt, unsern Blick nur auf das rechte Ufer zu werfen, wo so eben schöne Landhäuser und Villen, Kedrich, unter der Ruine Scharfenstein, der Draiserhof, der Erbacherhof und das freundliche Dörfchen Erbach selbst wie Phantasmagorienbilder rasch vorbeiziehen. Der Strahlenberg ist schon werth, daß wir ihm einen grüßenden Blick zuwerfen, denn seinem Schooß entquillt der Markebrunn, und seinem Schooß entkeimen die Reben, deren flüssiges Traubengold von jener Quelle den weit berühmten Namen leiht. Hattenheim zeigt sich nahe, und ich mußte unwillkührlich beim Namen dieses lieblichen Orts an jenen Professor denken, der seinen Zuhörern mit vier apodyktischen Worten bewieß, daß die heutigen Hessen von den alten Katten herstammten, indem er also etymologisirte: Katten — Hatten — Hetten — Hessen. Dieser hätte jedenfalls Hattenheim von einer Kattenkolonie gründen und erbauen lassen. Wie wir uns auf der flüchtigen Stromfahrt nun dem von lachenden Landhäusern umgebenen Flecken Oestrich nähern, wird das jenseitige Ufer zwischen grasreichen Auen wieder sichtbar, und wir erblicken ein Flüßchen das bei Freiweinheim in den Rhein mündet, die Selz, welche der alten Stadt Niederingelheim vorbeifließt. Dort soll Karl der Große geboren worden seyn'; ob erwiesen, fragt sich, wenn auch Karls Bauten

dort Zeugniß seiner einstigen Anwesenheit ablegen. Auch Achen, Paris und Lüttich rühmen sich dieser Ehre. Karl der Große ist zum schönsten mythischen Heldenbild geworden. Wie reizend erhebt nicht die Sage jenes einsame Mühlthal in der Nähe des Staremberger Sees in Bayern, in welchem sie ebenfalls auf einsamem Mühlhaus den Herren der fränkischen Geschichte geboren werden läßt! Das ist eben der wunderbare poetische Zauber, der solche Gestalten verklärend umfließt, daß keiner die Stätte weiß, wo sie auf Erden erschienen, sondern daß sie göttergleich, wie von den Sternen herabgestiegen, auf Erden wandeln, ebenso, wie der Schöpfungsmythus uns die ersten Menschen nicht als Neugeborne, sondern als vollkommen ausgebildete, in der Blüthe der Jahre und Lebensfülle stehende Wesen vorführt. Der Ort, wo einer geboren wird, ist so zufällig, wie die Geburt und die Abstammung selbst; nur was einer gilt, das ist er, und was einer thut, danach gilt er. An ihren Werken sollt ihr sie erkennen.

In Ingelheim wurde Tassilo zum Klosterleben verurtheilt; König Ludwig, Karl des Großen Sohn starb auf der Ingelheimeraue, auch ist es der Geburtsort des Kosmographen Sebastian Münster.

An Lange-Winkel, oder Weinzell, dem Vini cella der Römer, denen die Rheinberge die köstlichen

Rebenpflanzungen danken, vorüber, nähern wir uns nun schon dem Schlosse Johannesberg, einst eine Probstei, daher auch wohl Bischoffberg genannt, das so stolz auf seiner rundum mit Reben umpflanzten Höhe ruht, wie das goldne Kreuz oben auf einer Königskrone. Der Johannesberg, dieses Reichskleinodium des Dyonyses, die Perle im Kronschatz des König Rheins war auch einst einem wirklichen Reichsschatzmeister verpfändet, doch stand damals noch nicht das jetzige prangende Schloß, vielmehr ward das alte geistliche Haus vom Schwerdt des Kriegs vertilgt. Im Besitz eines Fürst-Abtes von Fulda erhob sich im neuen Glanze ein wahrer Fürstenbau, der nun, wie bekannt, dem Fürsten Metternich gehört. Nicht weit davon steht auch das Mummsche Haus, wie ein eleganter Hofherr in einer bescheidenen Entfernung von seinem hohen Monarchen.

Die berühmte Weinstadt Geissenheim ist bald erreicht, und eben so bald vorübergeflogen. Von Zeit zu Zeit erschallt die Glocke auf dem Dampfschiff, Bote stoßen von Strande, bald zur Rechten, bald zur Linken, Reisende steigen aus, steigen ein, immer wechselndes Leben, die Räderflügel hemmen auf Momente ihren rastlosen Umschwung. Fahre wohl! Dort flattert noch ein Tuch, wird noch ein Hut geschwungen, schallt noch ein Abschiedruf — weiter rauscht das gewaltige Boot, und

zum Punkt verkleinert die stets wachsende Entfernung die Scheidenden. Wieder schien sich der Strom nach allen Seiten hin zum See zu breiten, und zwar diesmal zum stürmischen See. Die Wellen schlugen hoch am Schiff empor, aber das schoß stolz hindurch und nahm die feuchten Küsse der bewegten Fluth wie eine schmeichelnde Huldigung auf. Von tiefgrauem Gewölk war der Himmel überhangen, Regenstreifen verschleierten die Fernen, die Berghäupter des Niederwaldes, der dem mächtigen Strom zur einengenden Fessel zu werden scheint, waren von Wolken überzogen, und am ganzen Himmel kein Stückchen freundliches Blau mehr sichtbar. Aber rein und weiß, wie eine Taube die unter Wetterwolken hinschwebt, zeigt sich hoch oben die St. Rochuskapelle, auf dem gleichnamigen Berge. Uhlands schönes Lied fiel mir ein: „Droben stehet die Kapelle," und ich weiß nicht, war es ein innerlicher Schmerz, oder die feuchtkalte Luft auf dem Verdeck, was mich plötzlich durchschauerte, ich sprach mir leise das kleine Gedicht vor:

Hirtenknabe, Hirtenknabe
Dir auch singt man dort einmal. —

Jetzt nahten wir Rüdesheim; dieser hellfreundliche Ort ist mit seinen schmucken Häusern ganz nahe an das Rheinufer getreten, vermuthlich um sich am son-

nigen Tagen recht bequem im Silberspiegel des Stroms beschauen zu können, oder gastlich zu seinem weltberühmten Traubennektar einzuladen. Ich wünsche ihm, daß nie der Rhein die tolle Laune bekomme, einen Besuch in seinen Kellern abzustatten. Die alte Brömserburg steht so ehrenfest wie ein Geharnischter unter den Bergterrassen; die Niederburg, eine alte Kaiserpfalz, auch Ingelsheim genannt, auch nahe am Ufer, soll noch aus Karls des Großen, wo nicht den Römerzeiten herstammen. Wohlthätig und segensreich für eine lange Folgezeit war Karl des Großen Weilen und Wirken in dem von ihm geliebten Rheingau. An die sonnigen Berge von Rüdesheim pflanzte er Reben aus Burgund und Orleans, das enge Bett des Stromes, der sich brausend und ungeduldig durch die schmale Felsschlucht zwängte und preßte, ließ er erweitern, überall war seine helfende und segnende Hand.

Immer düsterer färbte sich der Himmel und der Strom. Die kleinen Kähne, die hier und dort rheinherüber und hinüber gleiten, suchen die schützenden Ufer zu gewinnen, größere Fahrzeuge scheinen mit Eile stromaufwärts zu steuern, aber ihre Eile ist nur scheinbar, wir sind es, die so rasch dahin fahren, wie der fliegende Holländer durch eine Sturmnacht. Drüben links liegt Bingen, am Ausfluß der Nahe, Rüdes-

heim fast gerade gegenüber, und auch über dieser netten Stadt hebt sich malerisch eine Ruine, die Kloppe. Von allen Handelsartikeln des blühenden Bingens wäre uns ein Fäßlein edlen Scharlachbergers stets der preiswürdigste. Ein Blick zurück, o da klärt sich ja der Himmel wieder ein Wenig auf, immer noch sehen wir die Rochuskapelle, die wie ein die Gegend schützendes Gnadenbild auf ihrem Berge steht. Und vor uns steigt Hattos graues Thurmgespenst aus dem Strom. Doch unsre Blicke weilen noch auf der alten Drusus brücke, welche über die Nahe führt, und umspähen die Klostertrümmer auf dem Ruppertsberg, die ein so gedeihlicher Boden für prophetische Schwärmereien waren. Wußten die fromme Hildegar und der mystische Holzhausen auch, wann das Haus, in dem sie lebten, zu einer Ruine werden würde?

Wer kennt nicht die schaurige Sage von dem Mäusethurm? Man hat versucht, sie zu zerstören, allein meines Erachtens nach, ist hier die historische Kritik sehr am unrechten Ort angewandt. Die Sage wird ewig im Volke fortleben, deshalb wird sie kein Vernünftiger für ein Evangelium halten. Daß der Thurm von auf ihm gepflanzten Kanonen, Mousserie genannt, den Namen Mousenthurm, daraus Mäusethurm geworden, erhalten habe, klingt doch gar zu schal und

abgeschmackt. Wurden vielleicht auf dem Mäusethurm, den der verbrecherische Polenkönig Popiel in den Goplosee baute, und dessen Ende, sammt dem seiner ganzen Familie, die Tradition ganz dem Ende des Bischoffs Hatto gleich erzählt, auch Mousserie gepflanzt? Man lasse doch immer die Ordalien bestehen, welche die Poesie des Volkes, dieser stillwaltende Gott, erschafft, sie wirken mehr Gutes durch den Spiegel der Warnung, als manche Predigt. An dem Namen Hatto haften nun einmal böse Erinnerungen. Man denke an jenen Bischoff Hatto von Mainz, der den Grafen Albrecht von Babenberg auf schändliche Weise betrog und verrieth.

Von dem Bingerloch wurden wir nichts gewahr, meine Blicke hatte ich vom Mäusethurm ab, und auf die ihm ganz nahe zur rechten kühn auf den Felsen hingebauten Ruinen des Schlosses Ehrenfels gerichtet. Ein Sonnenstrahl blitzte durch die grauen Wolken und fiel gerade auf das Burggemäuer, daß es in höchst malerischer Beleuchtung stand. Um die wohlerhaltene Mauerkrone des einen Thurms flogen krächzende Raben. Als ich den Steuermann nach dem Bingerloche fragte, hatten wir es schon weit hinter uns, man konnte Asmannshausen liegen sehen, und sich am Anblick der zahlreichen Burgtrümmer erfreuen, die das linke Rheinufer zieren. Das stattliche Pfalzberg,

jetzt Friedrichsberg genannt, den schön erneuten Rheinstein oder Königsstein, die wolkenhoch aufragende Falkenburg und in weiter Ferne das auf zackigen Fels kühn hingestellte, in günstiger Beleuchtung weit sichtbare Trümerschloß Sonneck. Es war eine starke Kette von Raubritterschlössern, die den Rhein sperrte und das Land drückte, und es mögen wohl trauer- wie freudenreiche Tage gewesen sein, als am Ende des dreizehnten Jahrhunderts die Bürgerhämmer des herrlichen Städtebundes der Hansa an die Burgmauern klopften, und in wenigen glorreichen Siegestagen diese Kette brachen, daß der Klang der zerspringenden schrillend durch den ganzen Rheingau fuhr.

Schon sind wir an Asmannshausen vorbeigeeilt. Das Dorf Trechlingshausen oder Dreieckshausen tritt neugierig mit seiner Landzunge in den Rhein, wie Coulissen eines Riesentheaters schieben sich die Berge bald aus- bald ineinander, ein reicher Sonnenwechsel, und wir gewahren um Lorch oder Lorrich, den Grenzflecken des Rheingaus, der auf der untersten Sprosse der Teufelsleiter steht, einer sich steil, fast senkrecht emporgipfelnden Bergeswand, zu der hinauf einst zu Jedermanns Entsetzen, der Sage nach, ein kecker Ritter, wo nicht Meister Urian selbst, geritten ist. Bei Lorch mündet auch das Wisperthal nach dem Rheingau zu,

von welchem Thal manche Sage geht; immer und immer soll es darinnen unheimlich flüstern, necken und spotten. In Dörings: „Sonnenberg“ ist in Bezug darauf eine höchst anziehende Episode eingewebt. Die Ruinen Heimburg, Hollingen, Fürstenberg, Gutenfels und Stahleck tauchen nach einander auf, und scheinen einen heitern Landsee zu begrenzen, an dessen gesegneten Ufern nun seit den Römerzeiten her dem Freudengeber Bachus geopfert wurde. Daher steht auch die alte Bacchiara, Bacharach, nicht nur als Bachusaltar, sondern als Bachustempelstadt, ob ihrer Weine hochgeehrt und berühmt, in unaustilgbarem Ansehn, und behauptet den Ruhm des alten Weinspruchs:

Zu Bacharach am Rhein ꝛc.
Da wächst der beste Wein.

Bacharach gewährt mit seinen vielen Thürmen, seinen die Berge umfassenden Mauerarmen, die bis hinauf zu der malerischen Ruine Stahleck reichen, und vor allen mit der imposanten Trümmer seiner St. Wernerskirche einen äußerst schönen Anblick, der Himmel lächle nun oder ziehe seine Stirn in Wolkenfalten, wie es auf meiner Fahrt der Fall war. Wer wollte läugnen, daß Grau in Grau nicht auch wunderbare Effekte hervorbringt? Die schweigende Erhabenheit und die

großartige Ruhe einer Landschaft tritt um so mehr hervor, je weniger ein buntes Farbenspiel den Eindruck stört, der denn auch ein ganz anderer, tieferer ist. Jene merkwürdige Kirchenruine steht so herrlich da, leicht und kühn in die Luft gebaut, reich und edel, in dem reinsten gothischen Styl, welch ein Gebäude muß das in seiner Vollendung gewesen sein, und wie Schade, daß es jetzt nur noch durch seine Trümmer erfreut und erhebt! Ob Bacharach, wie behauptet wird, in Bau und Lage Aehnlichkeit mit Jerusalem hat, lasse ich an seinen Ort gestellt sein; wäre es, nun so ist auch sein Zion, und sein Tempelbau zerbrochen, wie dort. Den eigentlichen Bachusaltar, einen Fels im Rhein, der nur zuweilen bei niedrigem Wasserstand sichtbar, und dann zum Weinsegen verheißenden Propheten wird, sah ich nicht, so wenig ich von dem wilden Gefährt etwas gewahr wurde. Die Aengste, die dasselbe sonst manchem Schiffer bereitete, beunruhigte den Steuermann des Dampfschiffes nicht.

Es gilt einen raschen und umfassenden Blick, um die tausendfachen Reize der Rheinufer in sich aufzunehmen, die sich in diesem Theil des Stromgebietes drängen und häufen, wenn man mit dem Dampfschiffe vorübereilend genießen will. Es sind nur flüchtige Küsse des Augenblicks, keine gesättigte und übersättigende

Umarmung, dafür hauchen sie uns aber Begeisterung in die Seele für diese schöne und großartige Natur, und dieser Geliebten reines Bild lebt dann in unserm Innern mit blühendem Zauber geschmückt, dauernd fort. Leuchtend auf dem dunkeln Hintergrund der Berge steigt ein gethürmtes Schloß aus der unwilligen Fluth und schwimmt uns entgegen, eine Wasserveste, die den Strom bewachen und hüten zu wollen scheint. Es ist die Pfalz, dies berühmte Schloß mit seinem Pfalzgräfinnenwochenbett, seinem wunderbaren tiefen, nicht im Rhein entspringenden Brunnen und einigen Alterthümern; drüben am Rhein steht wie eine reinliche Wärterin das Städtchen Caub neben dieser stromumrauschten Felsenwiege. Burg Gutenfels blickt noch immer stattlich von ihrer Höhe, wie viel auch Zerstörungswuth und Gewinnsucht ihrer Größe im rechten Wortsinn Abbruch gethan.

Wir rauschen an den reichen Schieferbrüchen der Gegend, an dem ehemals reichsfreien alterthümlichen Oberwesel und seiner schönen gothischen Marienkirche, die einsam am Ufer steht, vorbei. Ob noch auf dem Markt dieser Stadt die Fußtapfen des Pferdes vom heiligen Hubertus gezeigt werden, konnten wir nicht erfahren. Die alte Schönburg thront auf hohem Fels über der Stadt und dem Strom, und träumt

von den Tagen Karls des Großen. Seufzer des Sturms umschauern wie Erinnerungen ihre Zinnen. Hoch steil und grau erheben sich die Berge, der Rhein entzieht sich wieder den Blicken, die hintern Berge schleierte tiefer Nebel ein, als unser Schiff dem geheimnißvollen Gebiet der Rheinfei Lurlei nahte. Die Felsenberge pressen den Strom zusammen, er rauscht dumpf und gewaltig, und die Gegend hat, zumal in der düstern Beleuchtung, in welcher wir sie sahen, und noch ohne den heitern Laubschmuck des Frühlings, den Charakter einer erhabenen Einsamkeit, welche so ganz geeignet ist, melancholische Empfindungen zu erwecken. Hier war es, wo der heilige Einsiedler Goar einst den Fischern predigte, und an diese schroffen Felswände legte die deutsche Sage ihr Zauberschiff vor Anker. Wie das wundersame Echo der Lurlei hallt fort und fort die trauliche Mährchenstimme weiter. Wer kennt sie nicht, die schöne Sage von der Lurlei und ihren grausamen Schwestern, die nun ob ihrer felsenharten Herzen zu Felsen geworden, am Rhein sitzen? Karl Geib, Schreiber, und in neuer Zeit Fräulein Stiftsdame Adelheit von Stolterfoth haben sich des Rheinsagengebietes mit Glück bemächtigt, sie herrschen darin frei und so froh wie ich in meinem Thüringen, daher will ich ihr Recht ehren und so lieben Nachbarn nicht räuberisch in das Land fal-

len. Es ist etwas unendlich Süßes und Reizendes um das Heimischsein in einem gewissen bestimmt gezogenen Kreis, in diesen zieht sich der Dichter, obwohl die weite Welt sein eigen ist, mit seinem ganzen Herzen, seinem innersten Sinn zurück, wie in ein liebtrauliches Lustschlößchen oder eine von linden Abendlüften durchfächelte, von Phalänen und Leuchtkäfern umschwebte Blüthenlaube.

Während solcher Betrachtung sind wir über einige gefährliche und klippenvolle Stellen geschifft, und der Rhein, so eng von hohen Bergen eingeschlossen, die mit nackten Füßen in den Strom getreten sind, erinnerte mich hier lebhaft an den Königssee bei Berchtesgaden, nur daß dort die senkrechten Berge noch höher sind, und außer dem heitern Bartholomäusschlößchen kein freundliches Haus einladend wirkt. St. Goar zur einen, St. Goarshausen zur andern Seite, welchem letztern Orte die Katze über die Achseln sieht, und nach der Maus schielt, schon gewahrend, fahren wir aus der schauerlichen Felsenenge wieder in ein offenes und lachendes Gebiet. Die Wolkenmäntel, die sich auf die Häupter und die Schultern der sieben Jungfrauen gelegt hatten, blieben hinter uns, das stattliche Schloß Rheinfels zeigt in vortheilhafter Beleuchtung

seine riesige Trümmer, deren grandiose Räume einen ungemein herrlichen Prachtbau errathen lassen. Später hat es als Festung gedient, die eben so wacker vertheidigt, als mit Heftigkeit belagert und bestürmt worden ist. Wir dürfen unsere Blicke nicht allzulange auf diesen mächtigen Ruinen weilen lassen, denn schon zeigen sich in einiger Entfernung die berühmten Brüderburgen Liebenstein und Sternberg, um deren hohen Reste die Sage auch einen ihrer ewig grünen Kränze geschlungen hat. Höchst malerisch liegen die trauernden Reste dieser Burgen auf ihren hohen Sitzen; ein herrlicher See scheint der Rhein den Fuß der Berge zu umspielen, an dessen Ende Bornhofen mit seiner stattlichen Kirche ruht. Jetzt, wenn wir in ihre Nähe kommen, wendet der Strom mit starker Einbiegung zur Linken und wir gewahren das ernste Boppart mit seiner doppeltgethürmten Kirche, welche im reinsten byzantinischen Styl erbauet ist. Sie führt den Namen Ottosburg. Wieder, da wir auch an diesen Ort unaufhaltsam vorüberfliegen, biegt der Strom nach rechts und von Weitem steigt die Marburg mit hohen Mauern empor. Ist es doch, als wolle immer schöner und schöner der Strom sich mit den tausend Reizen seiner Ufer schmücken. Die unendliche Mannigfaltigkeit scheint unerschöpflich, und es muß ein Göttergenuß sein,

in Frühlingstagen oder in den reichen Tagen des Herbstes nicht auf dem Pfeil des Dampfschiffes, sondern am heitern Wanderstab von Ort zu Ort, von Ruine zu Ruine zu ziehen, bald pilgernd, bald fahrend, bald im Schiff, oder im leichten Nachen, um die ganze Reizfülle dieser gottgesegneten Natur in sich aufzunehmen. Mich überkam eine tiefe Wehmuth, daß ich jetzt so einsam genoß, mit einem verödeten Herzen, alles Schmuckes der Freude so bar, wie rings noch die Fluren und Felsen und Berge des Lenzschmuckes, und die trübe Witterung, der wolkenüberflorte Himmel, die Regenstreifen und Nebelschauer paßten gut zu der getrübten Stimmung meines Innern. Doch die schlummernde Natur harrt des neuen Frühlings, darf ich nicht auch auf einen neuen Seelenlenz harren? Poesie und Frühling sind die Genien, die mit dem Flügelschlag ihrer Zauberschwingen erneutes Leben, erneutes Lieben wecken. Ich war so glücklich! —

Als Sänger drängt es mich zur Minne,
Uud Minne trägt mich zum Gesang;
Zum Liede wird, was ich nur sinne,
Zur Liebe wird mein Lebensgang.

O sel'ges Loos, das zu beneiden,
Das ich erwählt, das mich beglückt,

Das lächelnd selbst bei Weh und Leiden
Mir schöne Wunderblumen pflückt.

Denn Leiden sind des Lebens Nächte,
Ein rauschender Orakelhain;
Da walten heil'ge Göttermächte,
Und nur der Priester darf hinein.

Der Priester aber ist die Treue,
Erhaben über Hohn und Spott,
Der allen Duldenden aufs Neue
Verkündet den versöhnten Gott.

Vergebens suchten meine Augen bei Rhense den alten Königsstuhl; wohl sah ich die Stätte, wo er gestanden, aber von ihm selbst nichts mehr. Die Franzosen haben im Revolutionskriege ihre Heldenkraft an diesem, schon damals dem Verfall nahen, rohen Bauwerk aus deutscher Vorzeit erprobt, und ihn ganz zerstört. Wahrscheinlich meinten sie, weil sie ihren König geschlachtet, solle es auch keinen Königsstuhl mehr geben; die armen Franzosen! Ihr Königsstuhl steht dennoch und kommt ihnen fort und fort theuer genug zu stehen.

Rhense gegenüber liegt Niederlahnstein mit seiner schönen, auch byzantinischen St. Johanniskirche.

Nicht lange währt es, und wir müssen unsre Blicke auf die hochgethürmte Bergruine Stolzenfels richten, die in düsterm Schweigen emporragt. Zur rechten vermählt sich die Lahn mit dem Rhein, und die weit in den Strom vorspringende Uferecke bei der Lahnmündung ist kaum umschifft, als die stattliche Festung Ehrenbreitstein auf der einen, das schöne Coblenz auf der andern Seite uns entgegentreten. Diese Mauer und Wälle — für eine jahrtausendlange Dauer scheinen sie zu Trutz und Schutz als feste Wehr aufgeführt, und doch wird auch Ehrenbreitstein dereinst das Loos fallen, als großartige Ruine, wie Rheinfels, das herrliche Stromthal zu zieren. Es wird eine Zeit kommen, in welcher die modernen Zwingburgen mit dem alten in die gleiche Reihe des Ueberflüssigseins treten.

Heftiger Regen trieb endlich mich vom Verdeck in die Kajüte, wo sich jetzt die auch nicht ganz unerfreuliche Aussicht auf einen guten Mittagstisch darbot, der um so weniger zu verschmähen war, als es stets nöthig erscheinen will, auch bei den Genüssen, die unserm Geist durch Anschauungen, Erinnerungen, Gefühlsregungen u. s. w. geboten werden, die materiellen Anforderungen unsers körperlichen Ichs zu befriedigen. Ich habe bisher noch kein Wort über das Dampfschiff selbst sagen können, auf dem ich fuhr, und ich will und kann

auch nur kurz darüber hinweggehen; die höchste Reinlichkeit, Ordnung, Güte und wahrlich nicht übertheuere Preise der Speisen und Getränke auf den Dampfschiffen sind nur zu loben. Das Leben auf diesen Schiffen hat Johanna Schopenhauer in ihrer Reise nach Belgien und Holland mit ächt weiblichem Scharfblick und aller ihr so sehr zu Gebote stehenden Gewandtheit der Schilderung beschrieben. Die Gesellschaft in der zweiten Kajüte war gut, doch bemerkte ich keine Individuen von besonderm Interesse. Die dritte Kajüte war gemischt, wie gewöhnlich, dort durfte geraucht werden, weshalb sich auch mehrere Männer aus der ersten in die zweite Kajüte zogen, um nach Herzenslust zu qualmen. In der ersten Kajüte, die nur von ganz vornehmen Personen gewählt wird, saß ein unsichtbarer Prinz; unsichtbar, weil er sich nicht sehen ließ, ich glaube es war Don Miguel. Allzulange hielt sich auch vor Coblenz unser Schiff nicht auf. Noch einige Abschiedblicke auf die freundliche, zum Theil elegante Stadt, und auf die Festung, auf deren Berg unsre modernen Giganten, wie die Alten den Pelion auf den Ossa, einen ganzen Berg von Steinen gethürmt haben, — und schon haben wir die ganze Herrlichkeit hinter uns.

Der Gußregen hatte nachgelassen, der Himmel hellte

sich auf, die Sonne trat mit wärmendem Strahl hervor, und der Mittag war nicht so empfindlich kühl, wie der Vormittag gewesen war. Um so befriedigender für die Schaulust. Doch mit den wildromantischen Partheien ist es nun vorbei, die Gegend ebnet sich mehr und mehr, eilend an vielen Inseln und freundlichen Orten, die ich nicht alle herzählen möchte, tragen uns die raschen Wellen, fördern uns die rastlosen Räder vorbei, auch die Burgen werden seltner, desto mehr zeigen sich Kirchen und Kapellen, doch schaut auch manche alterthümliche Stadt, manche mächtige Ruine ernst uns Vorübereilende an. So Andernach mit seinen starken altgothischen Thürmen, Hammerstein, Rheineck, Argenfels und viele andere. Die Landschaft ist nicht minder malerisch, wie früher, verschönt durch die herrlichen Kirchen, durch prangende Schlösser, Klöster und Abteien, die zum Theil jetzt ganz andern Zwecken, wie früher, geweiht sind. Höchst merkwürdig sind die Säulenbasaltbrüche in der Nähe des Städtchens Unkel. Der Basalt, dieser wunderbare, feuergeborne und im Werden in regelmäßige Krystall-Formen erstarrte Sohn der Elemente wird noch lange in sofern ein Räthsel für die Geologen bleiben, als seine Entstehung zu erklären, eine höchst schwierige Aufgabe ist. Wie? wenn in früher Urzeit, als die Erde noch ein

über und über von Fluth umrauschtes Chaos war, andere Himmelskörper, kleine, im Aether schwebende, dunkle Sterne, deren Kern und Masse die schöpferische Hand der Allmacht nach diesen regelmäßigen Normen gebildet, sich angezogen von der Erde, unter tobenden Elementenkämpfen, mit ihr vereinigt hätten? Die Basaltsäulenbildung findet nichts in der irdischen Natur, was sich mit ihr vergleichen ließe, auch der rohe Basalt, jene Wacken, aus denen ganze hohe Berge, aber meist nur einzelne konische, bestehen, ist ein ureigenthümliches Gestein. Die Kegelform der meisten Basaltberge könnte wohl die Idee bekräftigen, sie als Acclomerate des Erdenkörpers vor der Zeit, in welcher er mit lebendem Wesen bevölkert wurde, anzunehmen, wohin auch die in den meisten Fällen vorkommende Zertrümmerung zu deuten scheint. Wäre der Basalt, wie man annimmt, ein vulkanisches Produkt, also krystallisirte Lava, so würden wir mehr als nur eine Fingals-Höhle haben, in welcher die Säulenwunder zum Erstaunen hinreißen. Der Umstand, daß Lavabildungen und Bimssteine sich auch unter den Basalten finden, kann unmöglich einen Beweis für die Meinung abgeben, daß jeder Basaltberg ein Vulkan gewesen, oder doch durch vulkanische Eruptionen emporgehoben worden sey, denn wo bleibt denn dieser Beweis da, wo auf

ungeheuern Basaltkuppen sich von jenen Feuerberg-schlacken nicht eine Spur vorfindet? Daß bei den erschütternden Geburtswehen der Natur jedes Element erregt und mächtig thätig war, ist ohnehin begreiflich. Man nehme übrigens diese Ansicht nicht für eine Meinung, die ich zu verfechten gesonnen wäre.

Schon ragen von ferne die Bergeshäupter des Siebengebirges empor; zur Wolkenhöhe fast der riesige Drachenfels mit seiner Ruine gleichen Namens. Die Insel mit dem ehemaligen Nonnenwörth ruht ganz friedlich, wie ein frommes Kind, im Strom. Nach den Fenstern da drunten blickt die Ruine Rolandseck, nur schade, daß diese von weitem wie ein Galgen aussieht, obgleich dieser ihr Hauptttheil aus einem noch wohl erhaltenen gothischen Bogen besteht. Die schöne Sage von Ritter Roland und Hildegard oder Hildegund kennt jedermann. Schiller, so meinen manche, hat sie in seinem Ritter Toggenburg verewigt, und nur mit Unrecht an einen andern Ort verlegt. Es ist sehr die Frage, ob Schiller diese rheinische Sage kannte, ob sie der Gegenstand seines Gedichtes war. Götzinger weis't nach, oder behauptet vielmehr, ohne es nachzuweisen, es sey eine tyrolische Sage, die Schiller zum Vorwurf seines so schönes Gedichtes gemacht habe. Warum sollte der Dichter beim Vorhandensein eines so

romantischen Heldennamens wie Roland, einen andern, weit weniger bekannten, gewählt haben? —

Das Siebengebirge liegt uns nun ganz nahe, und erweckt lebhaft den Wunsch, seine mäßigen Höhen ersteigen, seine gewiß romantischen Thalgründe durchirren zu können. Die Drachenfelsruine ist eine Gespielin der Blitze, so hochragend und schroff stand und steht kein andres rheinisches Schloß. Hier war es, wo der Nibelungenheld Siegfried den Drachen tödtete und verbrannte, worauf er sich mit dem Fette des Ungeheuers hörnte. Wie lieblich mag die Sommerluft in diesem kleinen Waldgebirge wehen, wie traulich im Schatten seiner Thäler die Sage flüstern! Uns treibt es weiter. Nahe dem Drachenfels liegt die Wolkenburg in der Wolkennähe, und der Domberg, ein ungeheurer Steinbruch. Dort war früher noch ein Berg, der nicht mehr an seiner Stelle ist. Er ist den Rhein hinunter gefahren, wer ihn sehen und suchen will, muß nach Cöln gehn, dort wird er ihn finden.

Wir sehen die vielbesuchte Ruine Godesberg, und bald darauf das heitre Bonn, dessen heiterste Seite mir jedoch nicht gegen den Rhein zu gekehrt schien, vielmehr geben die hohen und unnöthigen Stadtmauern dem Aeußern des Ortes ein altväterisch düstres Ansehen. Ueberhaupt war die Ungunst des Himmels da-

ran Schuld, daß diese Schöne mir ihre Reize neidisch verhüllte; ich fand die Straßen schmutzig und nirgends die gerühmte Anmuth der Stadt. Die Gegend ist ein Paradies.

Wir kamen Nachmittags gegen 5 Uhr in Bonn an, und ich besah an diesem und am andern Tag einige der interessanten und viel beschriebenen Merkwürdigkeiten, und unter ihnen zuerst den Münster. Seine Bauart ist die später byzantinische. Er wurde, der Sage nach, von der Kreuzerfinderin Helena, Constantins des Großen Mutter, gegründet, doch weit später neu erbaut. Der Baustyl im Innern ist bei vieler regelmäßigen Schönheit, nicht ganz byzantinisch, vielmehr mit dem gothischen gemischt. Die geringen Glasmalereien sind aus der Zeit, wo die Kunst verfiel. Nächst einem modernen Marmordenkmal der Stifterin, und einigen anderen mit Wappen und Allegorien aus der spätern Zeit, sind auch noch einige mittelalterliche steinerne Epitaphien vorhanden. Das Universitätsgebäude, das ehemalige Kurfürstliche Palais, ist wirklich sehenswerth, und nur wenige deutsche Universitäten werden diese Räumlichkeit verbunden mit freundlicher Ausschmückung ohne Pracht, wie sie dem Ernst der Wissenschaften ziemt, aufzuweisen haben. Die Bibliothek, obgleich noch jung, steht im kräftigen Wachsthum, und hat in zwei großen Sälen

und einem geräumigen Lesezimmer ein angemessenes, sehr zweckmäßig eingerichtetes Lokal. In der Aula, einem nicht allzugroßen Salon, sind drei wandhohe sinnvoll allegorische Fresken fertig, welche die Theologie, Jurisprudenz und Philosophie vorstellen; die vierte Fakultät, die Medizin, ist noch nicht begonnen. Diese Gemälde sind mit Fleiß angelegt und ausgeführt, namentlich hat man sich bestrebt, viele der darauf vorgestellten historisch denkwürdigen Männer aus den verschiedenen Schulen durch Portraitähnlichkeit kenntlich zu machen, manchmal ist diese auch mißglückt. Es ist damit eine eigne Sache, und laufen zu viele Menschlichkeiten mit unter; so sah ich einst in einer süddeutschen Stadt ein durchaus allegorisches Kirchenbild von einem übrigens äußerst liebenswürdigen und achtungswerthen Künstler, wo unten die Seligen und die Verdammten zu schauen waren, unter den ersten befand sich der König von Baiern, und bescheidentlich auch der Künstler und sein Bruder, unter den letztern aber Doktor Luther. Sancta Simplicitas lebt immer noch, eine wunderliche Heilige. Ich sollte meinen, die neuere Kunst müsse die Allegorie verschmähen, und ich weiß nicht, ist es die Assonanz der Worte, oder die Zeit, in welche beide am meisten fallen, ich kann nie an Allegorie denken, ohne auch an Allongeperücken denken zu müssen. Vielleicht schwindet

sie dann, wenn einmal auch das starrfestgehaltene Fakultätswesen endet, und das Gebiet der Wissenschaften durch keinerlei Mauer und Kordon mehr abgegrenzt wird.

Ein Spaziergang nach Poppelsdorf belohnte sich mir köstlich. Dir Einrichtung des dortigen naturhistorischen Museums ist höchst bewunderungs- und achtungswerth, und außer dem Grottenzimmer nichts daselbst, was an die Zopfzeit erinnern könnte. Die Anordnung und Aufstellung ist ganz ausgezeichnet zu nennen, da steckt nichts in Kästen hinter Schloß und Riegel, alles steht und liegt in schöner Folge, in systematischer Ordnung dem Auge zur Schau offen in Schränken und auf Tafeltischen da, und darunter viel Seltnes und Kostbares. Das reichhaltigste Kabinet macht keinen angenehmen Eindruck, wenn der Raum, den es einnimmt, allzu beschränkt ist, und wenn die Seele des Ganzen, wenn Ordnung fehlt. Die Suiten der rheinischen Gebirgsarten in dem Grottenzimmer sind sehr belehrend, und die Modelle, welche das Berg- und Hüttenwesen in seinem ganzen Umfang vorbilden, nicht minder sehenswerth. In dem Saal der Skelette und Indestinalien sind auch Geweihe von ausgezeichneter Schönheit. Auch der flüchtige Beschauer findet unter den schöngeordneten Conchylien, Moorgewächsen, Mollusken, Insekten und Crustazeen manches Seltene; Fische und

Amphibien nehmen einen Saal für sich ein, die Vögel desgleichen. Daß unter den Säugethieren sich noch Lücken finden, darf nicht befremden. Ich sah auf derselben Reise das nicht minder ansehnliche Museum zu Brüssel, allein ich gebe dem zu Bonn unbedenklich den Vorzug. Schon die erwähnten, mit Fleiß gesammelten Suiten rheinischer Mineralien zeichnen letzteres vortheilhaft aus.

So kurz mein Aufenthalt in Bonn war, so war er dennoch lang genug, um die Klage zu vernehmen, daß der dortige Geist nicht der beste, auch Collegialität nicht die Cardinaltugend der Professoren sey, und daß viel mystisches und katholizisirendes Unwesen dort spuke, dessen Choragen nicht weit zu suchen sind. Auch die Chronike scandaleuse ist in Bonn nicht unthätig, so berichtete sie mir eine kuriose Geschichte von 31 kurz- und langhaarigen Perücken, so lächerlich und abgeschmackt daß ich sie nicht wiederholen mag. Vom Museum der rheinischen Alterthümer wurde mir gesagt, als ich den Wunsch äußerte, es zu sehen, es sey nicht der Mühe werth, hinzugehen; ein paar alte Steine, ein paar alte Töpfe, das sey der ganze Schatz. Ich weiß aber schon, wie gering von manchen Personen das Alterthum und derartiger Sammlungen aus Unverstand geschätzt werden, und ließ Herrn Professor W. Schlegel dennoch

um eine Karte ersuchen, erhielt sie, und fand jene Rederei unwahr. Das rheinische Antiquarium ist in seiner Anlage sowohl, was die Lokalität betrifft, als auch dem nach, was es enthält, schön und reich. Es war verdienstlich, es anzulegen, da die Umgegend von Bonn wie das ganze Rheingebiet so außerordentlich viele römische Alterthümer darbieten, deren immer mehr aufgefunden werden, und diejenigen, die sich der Alterthumswissenschaft widmen wollen, hier durch Selbstanschauung mehr in einem Tage lernen können, als in einer Woche aus Büchern. Ein schöner Altar, der einst in Bonn, dem alten Ara Ubiorum, auf dem römischen Platze über Basaltsäulen stand, die Inschrift „Deae victoriae Sacrum" trägt, und vielleicht jener Altar selbst war, nach welchem man die Stadt nannte, ziert das Museum; nicht minder ein vortrefflich erhaltener beflügelter Kopf des Merkur, ein kolossaler restaurirter Jupiterskopf, dessen Haupthaar von antiker Bronze besondre Aufmerksamkeit verdient, wohlerhaltne Votivtafeln und vieles andre, auch einige Reliefs und Säulenkapitäler aus der spätern christlichen Zeit. Die Sammlung der Vasen, Urnen und Lampen ist reichhaltig, auch von sonstigen Hausgeräthen der Römer viel, sehr viel da und alles wohlgeordnet. Warum das Manchen nicht

genügen will, sehe ich wahrhaftig nicht ein; freilich giebt es reichere Museen, das kann jedoch für eine noch junge Anstalt kein Vorwurf seyn. Ich mag die Niladmirari-Männer nicht, die da glauben, sie vergeben ihrer Würde etwas, oder man würde sie für weniger kenntnißreich und gebildet halten, wenn sie über irgend ein Einzelnes oder Gesammtes eine menschliche Freude und billige Anerkennung äußerten. Viel gesehen zu haben, ist kein Verdienst, es ist kaum das eins, viel gelernt zu haben, denn alle diese Dinge hängen von Geburt, Erziehung, natürlichen Anlagen, und günstigen Lebensverhältnissen ab. Daher stört mich im Genuß das so oft vorkommende: Das ist alles nichts gegen das in N. N. das habe ich dort und dort, viel schöner, viel reichhaltiger gesehen ꝛc. Man ist am Ende recht übel daran, mit solch einem gelehrten Ungeheuer, dem nichts auf der Welt mehr neu ist, und das Ungeheuer selbst muß noch übler daran seyn. Auch kommt man in große Verlegenheit, wenn man aufgefordert und genöthigt ist, einem Solchen selbst etwas zu zeigen. W. Schlegel verdient für die Aufstellung und Anordnung dieses Museums allen Dank, und ich wünschte ihm gerne dafür, daß frühere und vergessene Privatverhältnisse von ihm, von Heine nicht so unbarmherzig

und schonungslos aufgedeckt worden wären, wenn die Erzählung jener Scandala rückgängig zu machen wäre.

Während ich so die mich gerade interessirenden Merkwürdigkeiten Bonns sah, machte mein Reisegefährte andere Besuche, und führte mich später bei der geschätzten und berühmten Schriftstellerin Frau Johanna Schopenhauer ein, die noch in ihrem Greisenalter geistes- und lebensthätig ist. Ihre Reiseschilderungen sind so anziehend daß sie noch lange als Muster dienen können, und ihre durchdachten Kunsturtheile erscheinen so anspruchlos, daß immer der zartfühlende Genius der Frau hindurchblickt. Ich habe vor Kunsturtheilen und Urtheilern sonst eine heilige Scheu. Das ganze Wesen derselben ist sehr oft eine anmaßliche Hohlrederei, entweder auf sehr allgemeine, oder sehr individuelle Ansichten basirt, und auf eine Anzahl Phrasen reduzirbar, die der witzige Advokat in Detmold auf eine köstliche Weise zum Besten giebt. Doch fruchtet bei dem Volke der eingefleischten Kunstkenner auch die geistreichste Satyre nichts, und das ermüdende Geschwätz von Farbentinten und Tönen, Wärme und Lichtern, Säften und Düften, spinnt sich in die Unendlichkeit fort. Solch ein kunstgeschwätziger Kerl kann einem bei Betrachtung eines Gemäldes den schönsten Genuß verleiden, er stiehlt, ein

Farbenanatomiker, die Seele aus dem Himmel, um sie zu zergliedern. Ich werde daher, so viel ich auch auf meiner Reise Bilder, und herrliche Bilder sah, nur von sehr wenigen reden, erstlich, weil ich ein ächtes und rechtes Kunsturtheil fällen zu können, mir gar nicht anmaßen will, denn mir fehlt, wie so vielen, die dennoch urtheilen, die Kenntniß der Technik der Malerei, und zweitens weil Beschreibungen von Bildern, wenn sie nicht recht prägnant aus einer sehr geübten Feder fließen, wie bei jener Dame, den Leser langweilen müssen, statt ihn zu unterhalten. Zudem sind die guten Bilder, die ich sah, fast alle schon beschrieben, selbst die der Exposition in Paris lang und breit, wozu also das Papier mit Wiederholungen füllen? Es geht den Bildern wie den Büchern, dem einen gefällt, dem andern mißfällt das eine oder das andre, und jeder wird, befragt, trifftige Gründe für sein Urtheil auszuführen wissen.

Nachdem ich noch in Bonn die schätzbare Bekanntschaft einer geistreichen Dame, Alterthumskennerin und Sammlerin, gemacht, die mir mehrere der in dortiger Gegend ausgegrabenen römischen Antikaglien zum Geschenke machte, fuhr ich mit der Post, da mein Gefährte noch Geschäfte in Bonn hatte, und am andern Tage

erst nachkam, allein nach Cöln. Ich überblickte noch mit Lust die reizvolle Gegend, die in sanfter Abendbeleuchtung lag, allmählich aber hüllten sich diese Reize in den Schleier der Dämmerung, und die weite Fläche hörte auf, dem Auge angenehmen Ruhepunkte zu bieten. Dafür machte mir der gefällige Schirrmeister Spaß. Er war aus Mansfeld, und wollte, ich weiß nicht mehr, unter wie viel Kaisern und Königen gedient haben; auch Gensd'arme war er gewesen, und gab manches Abentheuer zum Besten; auch schien er die Tour zwischen Bonn und Cöln schon sehr oft gemacht zu haben, denn er kannte, es kannte ihn jedermann.

In dieser Gegend fangen schon die bequemen Blousen an, die in ganz Belgien üblich sind, leinwandne blaue Staubkittel, wie die thüringische Fuhrleute sie tragen, die vielleicht diese Tracht aus den Niederlanden entlehnten. Auch die wohlhabendsten Leute bedienen sich derselben wenn sie über Land fahren oder gehen, und jeder Blouse, die vorüberging, sprach mein Schirrmeister zu. Auf halbem Wege hielt die Post an. „Hier" sprach der Conducteur: „bekommt der Postillion ein Tröpfchen, und wir finden ein Speciälchen. Was unter dem Tröpfchen zu verstehen sey, konnte ich mir allenfalls denken, doch wurde meine Phantasie von der Wirklichkeit über-

Staatliche Bibliothek Bamberg

flügelt, denn solch ein großes Glas Branntwein, wie der Schwager verschluckte, hätte ich nimmermehr ein Tröpfchen genannt; wer mäßig trinkt, begnügt sich hier mit einem halben Tröpfchen, und hat auch daran genug. Nun war ich in der That auf das Speciälchen neugierig, entweder, dachte ich, ist's ein kleiner lustiger Freund, den der Vielgediente noch in den Wagen schmuggelt, oder ein ihm ganz speciell vertraulich zugethanes Femininum. Weitgefehlt, das Speciälchen war ein Schöppchen Wein. Was es doch für sonderbare Provinzialismen giebt! Später fand ich, daß man in ganz Cöln ein Glas Wein nicht anders fordert, und hatte mich dieser Ausdruck anfangs befremdet, so fand ich ihn nachher ganz natürlich. Ein Alterthumsforscher müßte sich, ihn erklärend, also vernehmen lassen: Sehen Sie, mein verehrter unwissender Freund und Fremdling, die alte Colonia Agrippina war eine von Römern erbaute und bewohnte Stadt, und vielleicht ist Ihnen erinnerlich, daß die Römer lateinisch zn sprechen beliebten. Wenn sie nun in eine Taberne kamen, und nicht gleich eine ganze Amphora voll Wein austrinken wollten, so pflegten sie wohl, wie wir noch heut zu Tage zu thun pflegen, wenn wir nicht gesonnen sind, eine ganze oder halbe Flasche zu trinken, auch einen Schoppen zu ste=

chen, wie wir Cölner thun, und forderten daher ein poculum speciale, einen einzelnen, besondern Becher, ein apartes Maaß, welcher Sprachgebrauch noch bis heute üblich. Wenn Sie nun nicht ganz vernagelt sind, werden Sie mich begriffen haben.

Unter des Conducteurs Unterhaltung schlief ich ein, und erwachte erst, als wir zu Cöln einfuhren.

IV.

C ö l n.

Ganz anders, als ich es fand, hatte bisher das alte „heilige Cöln" in meiner Phantasie gelebt. Grau in grau war das Bild, das ich mir entworfen, gemalt; ein Meer von uralten, ganz gothisch-gebauten Häusern mit Thürmchen und Erkern, auf dem majestätisch noch dunkler, wie die Wellen, die es trugen, das heilige Dampfschiff schwamm. Ich fand die Stadt weniger alterthümlich aussehend, doch zwischen neuen Häusarn manches Haus von mittelalterlicher Bauart, die Kirchen sind meist byzantinisch oder gothisch aufgeführt. Man wird nicht jederzeit an das Alter der Stadt erinnert; wenn einem dann plötzlich eine Mauer entgegentritt aus der Römerzeit, ein Thurm, den römische Baukunst mit Mosaikzierrath schmückte, dann erblickt man den grauen Geist der Vergangenheit, und die Ehrwürde des Alterthums macht sich wieder geltend. Zu den hohen

Häusern mit hohen Fenstern in den meisten Straßen Cölns sind letztere etwas eng, und daher schmutzig, weil Luft und Sonne sie nicht schnell austrocknen können.

Bevor mein Freund und Begleiter ankam, besuchte ich einige Antiquare, deren es in Cöln viele giebt, es ist ihnen aber beinahe nichts abzukaufen, wenn man nicht mit englischen Geldsäcken kommt. Die Engländer, die hier äußerst häufig zusprechen und durchreisen, verderben die Preise. Die Herren Spener und Haberle haben unter ihren Vorräthen manches Gute und Seltne, allein ihre Forderungen erschienen mir allzuwillkührlich, und nicht nach den auch für Gegenstände ihres Handels üblichen Normen angenommen, wie wir sie z. B. in den Kunstkatalogen des Herrn R. Weigel in Leipzig finden. Bei Herrn Scheibner-Nitzgen fand ich eine ungeheure Menge von Alterthümern, römischen und deutschen, nicht minder japanischen und chinesischen, aufgehäuft. Hier waren mehr Tongefäße zusammen, wie im rheinischen Museum zu Bonn; Antikaglien aller Art, Münzen, Brakteaten, Soliden, Glasmalereien, Holzschnitzereien, Pergamentmanuscripte mit köstlichen Miniaturen ꝛc. aber wie gesagt, die Forderungen meist weit über den herkömmlichen Werth, der bei Gegenständen dieser Art ohnedies immer imaginär ist. Jedem aber, der kaufen will, und eher kaufen kann, als ich,

will ich das Antiquitätenlager des genannten Herrn seiner Reichhaltigkeit wegen, empfohlen haben. Es ist in frühern Zeiten mit manchen literarischen Schätzen Cölns, wie ich mit Verwunderung hörte, auf eine unverantwortliche und gottlose Weise verfahren worden. Man hat die Ueberfülle der in den verschiedenen reichen Klosterbibliotheken vorhandnen Pergamentmanuscripte, große Missalen, Antiphonalen, Breviarien, Psalmen, Bibeln ꝛc. die meistens mit den köstlichsten Malereien, mit den künstlichsten Gold- und Farbenverzierungen ausgeschmückt waren, verkauft, verschleudert, zerschnitten, man hat aus Werken, von denen manches Einzelne den Fleiß eines ganzen Menschenalters in Anspruch nahm, incredibile dictu, Leim gesotten. Nur weniges hat die Sammellust einzelner Privaten dem Verderben entrissen. Diese Sammellust ist in Cöln häufig, und ist gut und schädlich zugleich. Gut, indem sie manches dem Untergang entreißt, erhält und sichert, schädlich indem sie häufig manch Ganzes zerstört und zerstückt, um die Theile aufzubewahren, die gerade vorzugsweise den einzelnen Sammler interessiren, z. B. Miniaturen, Holzschnitte, u. dergl., die von unverständigen Alterthumsliebhabern oft unbarmherzig aus Büchern geschnitten werden. Ein Buchbinder in Cöln, der auch mit alten Büchern handelte, war so gefällig, als ich bei ihm nach

ähnlichen Sachen fragte, mich zu einem Beamten zu führen, welcher aus Liebhaberei eine Sammlung von Pergamentminiaturen aus allen Zeiten zusammengebracht hat, die mich erstaunen machten. Wahre Prachtbilder, mit einem Fleiß gemalt, und in einer Farbenfülle und einer Lieblichkeit prangend, die alles, was ich noch bisher in dieser Art Malerei gesehen, hinter sich ließ. Und alle diese schönen und schätzbaren Kunstarten sind aus kostbaren Manuscripten von Pergament geschnitten, das man entweder zu feinem Leim versott, oder statt der Blase brauchte, die Eau de Colognegläser luftdicht zu verwahren. Was ist dieser Vandalismus gegen die Barbarei des Mittelalters. Wie manches unschätzbare Werk, wie manches einzige Gedicht mag auf diese leichtsinnige Weise verloren gegangen seyn! —

Ich ging auf die Rheinbrücke bis nach Deuz hinüber, gab willig meinen Brückenzoll und vertiefte mich in Anschaun der zahlreichen Schiffe, die bei Cöln vor Anker lagen, des majestätischen Stroms, und des riesigen Halbmondes der uralten Stadt, die ihre Arme um den Strom schlingt, und ihn freundlich an ihrem Busen ruhen läßt. Wo sind die Wogen hin, die nun seit Jahrtausenden der Rhein zum Ocean trug, wohin die Schiffe, und alle die Pilger aus allen Landen, die nach der heiligen Stadt Deutschlands wallfahrten gingen?

Es war lebhaft genug auf der Brücke, am Thor, auf dem Schiffladeplatz, aber was war das alles gegen jene mächtige Zeit! Cöln hat große Erinnerungen.

Auf dem Paradeplatz Neumarkt, hörte ich die treffliche Musik des achtundzwanzigsten K. Pr. Linienregiments; die frohen rauschenden Klänge stimmten mich heiter, ja sie regten mich auf. Es ist doch etwas herrliches um schöne Musik, sie ist eine Weltsprache, die man nicht zu sprechen braucht und doch versteht, die man nicht, in artistischem Sinn, zu verstehen braucht, und doch tief in die Seele hinein fühlt. Daß die Alten die Engel so häufig musicirend bildeten, belächeln wir, wenn es uns auf Bildern oder an Sculpturen begegnet, und dennoch liegt dem die poetische Idee zum Grunde, daß Musik die Sprache der Himmlischen sey. Ich begreife die Tapferkeit der Krieger, die getragen von dem rauschenden Marschtakt, sich durch Schwerterblitze, Kugelregen und Kanonendonner dem Tod entgegen stürzen, ich begreife den Siegerjubel, wenn das Te Deum zum Himmel aufjauchzt. In der Musik ruht immer noch die Zauberkraft, die aus Orpheus Leyer tönte. Nächstens werde ich einen biographischen Roman schreiben, Fahrten eines Musikanten, dann wollen wir, Du, lieber Leser, und ich, dieses Thema weiter variiren!

Einen sehr schönen Anblick gewährt an dem Neumarkt die Kirche zu den Aposteln, im byzantinischen Baustyl. An einer noch römischen Mauer, welche diesen Anblick zum Theil hemmte, und überdies mit einem modernen Lusthäuschen geziert war, wurde so eben abgetragen. —

Es war Mittag, ich fand im Kaiserlichen Hof, wo ich logirte, meinen indeß nachgekommenen Reisegefährten, und einen guten Tisch, nach welchem wir nun gemeinschaftliche Ausflüge machten. Zuerst in die berühmte Wallraffsche Sammlung. Sie ist bekannt und beschrieben genug, daher ich nur Einzelnes erwähnen will. Man findet in ihr Bilder aus allen Schulen, darunter sehr anziehende, sehr wohlerhaltene. Ein Pfeifer und ein Trommler, von Albrecht Dürer, auf einem Stück, sind voller Wahrheit und Leben. Höchst originell ist ein jüngstes Gericht von Mechter, auf dem eine Menge grotesker Teufelsgestalten stark an Callots Blatt „die Versuchung des h. Antonius" erinnern, und in grasgrünen Eidechsenfarben spielen. Einen unheimlichen Eindruck macht ein Spanier, der mit einem Feuerblick nach dem Beschauer mit der Flinte zielt, von der man nichts sieht als das Schloß und die drohende Mündung. Dieses Bild ist mit vieler Kunst gemalt, in jeden Winkel des Zimmers verfolgt einen der unheimliche zielende

Schütze. So steht der Tod und zielt uns beständig nach dem Leben. Qui vive? ruft immerdar dieser gefährliche Wachtposten, und wenn uns die Parole entfallen, ist's um uns gethan. Recht spaßhaft ist ein niederländisches Katzenkonzert, anzusehen. Mehre Kater singen kläglich einen in Noten gesetzten Kanon: **De Katers sollen de Katten huylen! Maun, maun!** Wenn jemand Lust dazu hat, mag er diesen Kanon componiren.

In den Zimmern der Wallraffschen Gemäldegallerie befinden sich auch noch mehre interessante alte Möbeln, Tische, Stühle und Schränke, nebst einer großen Menge mittelalterlicher Trinkkrüge und Gefäße, mit mannigfacher Zierrath. Jetzt hält es schwer, derartige Geräthe in solcher Anzahl zusammen zu bringen.

In dem Kabinet der Antiken sind Stücke von ausgezeichneter Schönheit, namentlich eine Jupiterbüste, eine Merkurbüste und mehre Imperatoren. Vor allen aber ausgezeichnet und von grauenhafter Schönheit ist der Kopf einer kolossalen Medusa, der einem beim Eintritt, von der gegenüberstehenden Wand entgegenstarrt. Ein furchtbarernstes Bild. Einer geistreichen Dame, die uns in die Sammlung begleitete, und deren Verbindung wir den Genuß verdankten, dieselbe zu sehen, da sie sonst nicht zu jeder Zeit gezeigt wird, versprach ich ein Gedicht auf diese herrliche Medusa. Hier ist es, obwohl es sonst

nicht meine Gewohnheit und Weise ist, über das zu singen und zu reden, was mich am tiefsten ergreift.

Die Medusa in der Wallraff'schen Sammlung zu Cöln.

Du Haupt voll tiefen Grimmes,
Du starres Haupt von Stein,
Wie kündest du so Schlimmes,
Tritt einer zu Dir ein.

Der nicht zu Stein geworden
Vor Deiner Allgewalt,
Dich durfte Perseus morden
Du herrliche Gestalt?

Du Haupt voll Götterhoheit
Wo schliefst Du tief versteckt?
Verworfen von der Rohheit
Und hoch vom Schutt bedeckt?

So lagst Du still begraben,
Bis unter Trümmern mehr
Sie Dich gefunden haben
Du Antlitz stolz und hehr.

Schien nicht die Welt verkleinert
Die einst so groß, so weit?
Und hat nicht Dich versteinert
Der strenge Blick der Zeit?

Noch immer zeugt sie Medusen,
Oft reizend wunderbar;
Sie tragen Nattern im Busen,
Und nicht, gleich Dir, im Haar. —

Aus dem Zimmer der Büsten traten wir in das, welches die eigentlichen Antikaglien enthält. Welch eine Fülle des Reichthums! Hier Einzelnes beschreiben zu wollen, wäre allzuvermessen. Mit welchem Fleiß, Aufwand, Eifer, und Glück ist hier gesammelt worden! denn Glück muß Anlagen von Sammlungen solcher Art begünstigen. Die Zeiten, wo ein Privatmann so viel zusammenbringen konnte, kehren nicht wieder, und wir wollen auch nicht wünschen, daß sie wiederkehren, denn sie waren von Zerstörung, Zertrümmerung, Raub und Plünderung begleitet, und für Spottgeld wurde oft das Werthvollste erworben. Wir haben oben ein Beispiel an den Büchern. Diese Sammlung ist bunt, aus der Römerzeit wie aus dem Mittelalter; orientalisches und byzantinisches ist hier zu finden. Herrliche Cameen und Gemmen, Ringe aller Art, Schrifttafeln mit dem Griffel in schwarzes Wachs geschrieben, Geräthe, Lampen, Trinkgefäße, Elfenbeinarbeiten, Bernsteinsachen, Crucifixe, u. s. w. das Zimmer könnte für die Menge der hier aufgehäuften antiquarischen Schätze noch dreimal so groß seyn. Nachdem wir hier uns satt

gesehen, wurden wir in ein Zimmer geführt, das eine mäßige Harnisch- und Waffensammlung enthielt; in diesem Zimmer überraschte und erfreute mich etwas, was ich hier nicht zu finden erwartet, und was mich, trotz meiner Vorliebe für alte Waffen und Rüstungen, diesesmal mehr anzog, als jene. Es war das vielbesprochene Bild von Bendemann: „An den Wassern zu Babel saßen wir, und weinten, wenn wir an Zion dachten. Unsre Harfen hingen wir an die Weiden," welches Bild man kurzweg „Trauernde Juden, oder gefangene Juden in Babylon" nennt. Es ist ein schönes tiefergreifendes Bild, voll kummervollen Ernstes. In den Gesichtern der kleinen Gruppe, die ein Greis, seine Tochter und zwei Enkelinnen bilden, ruht der ganze große Schmerz eines in den Staub getretenen Volks. Die Harfe ihrer Freude hat allen Klang verloren, und es ist, als hörte man die leise Klage: Daselbst hießen uns singen, die uns gefangen hielten, und in unserm Heulen fröhlich seyn. Lieber, singet uns in Lied von Zion. Das Bild ist eine gemalte Nenie. —

Am Abend besuchte ich das Theater. Wäre ich nur zwei Abende früher da gewesen, so hätte ich Herrn Jerrmann auspfeifen hören. Jedermann erzählte noch davon, die Gebildeten mit Unwillen. Es soll ein derber Spektakel gewesen seyn, ein Franzose, der sich

im Publikum erhob, zu ihm zu Jerrmanns Gunsten zu sprechen, wurde auf der Stelle hinaustransportirt. Binde nur einer mit einem aufgeregten Publikum an. Herr Jerrmann hat die Cölner in einer geistvollen Broschüre befehdet, und die Anlässe zu diesen Theaterscandalen aufgetischt und aufgedeckt, nun mögen sich die Cölner wehren. Das Haus ist im Aeussern und Innern schön gebaut, liegt aber unangenehm versteckt in einer engen Straße. Wenn die Häuserreihe, die es von dem Platz trennt, auf dem das Justizgebäude steht, weggeräumt werden könnte, denn das Frontspitz des Theaters guckt über ihre Dächer, so würde es einen schönen Anblick gewähren, und der ganze Platz gewinnen.

Man gab den „Musikus von Augsburg," von Bauernfeld, und das Stück fiel mit großem Eclat durch. Ein solch anhaltendes und lautes Pfeifen hatte ich lange nicht gehört. Es mochte wohl daher kommen, daß das Publikum noch vom vorigenmal gereizt war. Die meisten der Schauspieler thaten ihre Schuldigkeit, aber das zum erstenmal dort gegebene Stück leidet an argen Längen, und wird anderorts auch nicht befriedigen.

Am andern Morgen durchfuhren und durchwanderten wir Cöln, und wandten uns zunächst der Peterskirche zu, in der sich das oft besprochene und berühmte Bild, die Kreuzigung des heil. Petrus, von Rubens,

dessen Geburtsstadt zu seyn Cöln sich die Ehre zueignet, befindet. Ich habe nicht über dieses Bild in Begeisterung gerathen können, denn es ist graß, und indem es auf diese Weise erschütternd wirkt, bringt es keine ästhetisch befriedigende Wirkung hervor. Sein Gegenstand, wie sein Anblick, peinigt. Daß das ächte Bild auf einer umdrehbaren Altartafel befestigt ist, auf deren Gegenseite eine gute Kopie desselben gezeigt wird, die für gewöhnlich sichtbar ist, und daß diese Kopie statt des als Raub nach Paris geschleppten Originals eine Zeitlang dienen mußte, ist bekannt.

Der Bau der Peterskirche ist in allen Verhältnissen rein und edel, die würdevolle Einfachheit der gothischen Formen erfreut und erhebt. Die Glasmalereien sind von vollendeter Schönheit, und wie es scheint, älter als die Kirche selbst, welche erst am Beginn des sechzehnten Jahrhunderts an die Stelle eines ältern und verfallenden Gotteshauses trat.

Von da wandten wir uns zur St. Gereonskirche, die mit ihrer einfach schönen Vorhalle, dem hohen zehneckigen Kuppelthurm, und den beiden andern später erbauten Thürmen am Ende des Schiffs ein imposantes Aeussere zeigt. Nie in meinem ganzen Leben aber hat ein Kircheninneres einen so wunderbaren Eindruck auf mich gemacht, wie das zu St. Gereon. Aus der hellen,

mit römischen Alterthümern, hauptsächlich Denksteinen, verzierten Vorhalle traten wir in das mit mächtigen, seltsam gewundenen Säulen gezierte Gotteshaus; es war voll von Andächtigen. Die überreichen Verzierungen erschienen mir, ich kann keinen andern Ausdruck dafür finden, phantastisch, ich sah eine so seltsame Mischung wunderbarer Ornamente, daß ich gar nicht in einer christlichen Kirche zu seyn glaubte, sondern in einer maurischen Moschee, und dann erinnerten wieder die zwischen goldnen Arabesken übereinander gereihten Schädel der Martyrer, St. Gereons, St. Georgs und ihrer 678 Soldaten, die unter Maximilian und Diocletian in Cöln dienten, und sich weigerten, dem Christenthum zu entsagen, und deshalb ermordet wurden, — lebhaft an jene altmexikanischen Götzentempel, die mit den Schädelreihen der Geopferten prangten. Aus der eigentlichen Kirche stieg man auf vielen Stufen zum Chor hinauf, wo zu beiden Seiten die Martyrerschädel hängen, und zu beiden Seiten waren grünende Orangen- Lorbeer- Granat- und Oleanderbäume aufgestellt, ein Garten in der Kirche. Feierlich erklang die Orgel, süßer Weihrauch durchwallte das Gotteshaus; ich wurde durch alles das in eine Stimmung versetzt, die ich nicht beschreiben kann. Nie fühlte ich so lebhaft als hier den Eindruck, den der katholische Cult und der Kirchenprunk dessel-

ben auf die Sinne zu machen im Stande ist, und wie leicht es ist, solche Erregbare, die gern in frommen und mystischreligiösen Gefühlen schwelgen, dadurch zu reizen und zu gewinnen. Eine tiefe Rührung und Wehmuth nahm übermannend all mein Denken gefangen, und der gewaltsam niedergerungene Schmerz meines Lebens bäumte sich gegen mein Herz, wie der Drache Georgs gegen seinen Sieger. Ich hatte Mühe, meinem Begleiter die Zeugen meiner Schwäche zu verbergen, die sich mir in die Augen drängten, und meine Blicke ganz umflorten. — Wir besahen die Sakristei mit ihren herrlichen brennenden Glasmalereien, und stiegen dann hinunter in die Krypta; ich betrat schweigend und ernst das Haus der Gräber. Uralte römische Mosaiken liegen da am Boden düstrer Kapellen, Steine, auf die vielleicht das Blut der treugläubigen Martyrer floß. Am Ende steht ein bildwerkgeschmückter Altar, und auch hier unten längs dem Gang waren wieder künstliche Blumenbette, standen Treibhauspflanzen, grünende Myrthen und Eriken, bereit gehalten für festlichen Tempelschmuck an heiligen Weihetagen. Unten am Ende ruht, wie der Todtenkopf am Fuß der Cruzifixe, der Steinsarkophag St. Gereons. Als ich nun so sinnend, tiefernst und tiefergriffen an dem Marmorsarge stand, drangen bis in diese Grabestiefe die Klänge

der Orgel. Aber wie? Hörte ich auch recht, oder hatte der überspannende Eindruck droben und hier unten ganz meine Sinne verwirrt? Es klang nichts weniger als feierlich, vielmehr recht lustig herab zu Gereons Sarg und mir, ein oft gehörter französischer Militairmarsch, heiter und anregend wie die revolutionaire Parisienne. Ich konnte mir dieses Räthsel nicht erklären, stieg rasch hinauf, allein es war wie es war, der Organist spielte ganz vortrefflich; die Leute gingen auch sehr vergnügt aus der Kirche, Mägdlein und Knaben paarweise, und manchem unschuldigen Kinde hob der lustige Takt den Fuß, wie zum Tanz. Ich mußte recht herzlich über das alles, auch über mich und meine feierliche Stimmung von vorhin, lachen. Doch werde ich die Kirche zu St. Gereon mit ihrem orientalischen Typus nie vergessen.

Von da aus wandten wir uns zu der Kirche Maria zum oder im Kapitol. Dies ist vielleicht der schönste rein byzantinische Bau in ganz Deutschland. Das alte Kapitol, von dem jetzt außer Fundamentalmauern wohl keine Spur mehr ersichtlich ist, wurde von Plectrudis, der verstoßenen Gemahlin des fränkischen Major Domus, Pipin von Heristal, in ein Jungfrauenstift umgewandelt. Noch ist das altergraue Steinbild der Stifterin an der äußern Ostseite des Chors zu schauen, wie im

Innern deren erneuertes Denkmal. Nach den allmählichen Verheerungen, welche die alte Zeit, und nach den stürmischen, welche die kirchenräuberische und kirchenschänderische Franzosenherrschaft in dieser Kirche angerichtet haben, hat Maria im Kapitol sehr verständig angeordnete und zweckmäßige Verschönerungen unter der Leitung des Herrn Kirchenmeisters Dr. Noel erhalten. Uralte Nonnensarkophage mit höchst einfacher Verzierung oder Zeichnung, zum Theil in Mosaikarbeit, wurden aufrecht in und an einer Vorhalle unter dem Chor angebracht, ebenso oben am Chor eine Ueberfülle früher halbzerstörter plastischer Bildwerke restaurirt wieder aufgestellt, und ebenso die Monumente der Plectrudis und der ersten Aebtissin des von ihr begründeten Benedictinernonnenstifts, Ida, im edeln modernen Styl wieder einander gegenüber errichtet. Einzelne Fenster haben noch sehr schöne alte Glasmalerei, der auf andern, die sie entbehrten, zu Hülfe zu kommen, die verständigen Restauratoren sich dennoch eines nicht zu billigenden Mißgriffs schuldig gemacht haben, nämlich des, die ächte Glasmalerei durch schnöde Firnißfarben ersetzen zu wollen. Der Grund, dadurch Harmonie in das Ganze zu bringen, ist so wenig haltbar, wie der, dadurch eine freundliche Täuschung zu bewirken, und den alterthümlichen Bau durch die bunten Scheiben jene

erhebende und mysteriöse Färbung zu verleihen, die so begeisternd und andachterweckend ist. Ich kann dieses Anmalen der Kirchenfenster nur für eine jämmerliche Profanirung halten; es sieht zu abscheulich aus, und wenn es ja neu einige Zeitlang bestechend blendet, so sind wenige Jahre hinreichend, die Mineralfarben zu zersetzen, sie verschießen, die Sonnenhitze blättert den Firniß ab, der Regen wäscht ihn ab, und die Fenster bieten einen bedauernswerthen Anblick dar. So hat Pereira in Erfurt den Dom verunstaltet, und durch Ausnehmen manches noch guten ächten Fensters unverantwortlichen Schaden angerichtet. Ich war damals dort, die Fenster lagen, eine Menge schöner bizantinischer Bilder standen aussen auf den Vorsälen des Gasthauses zum Thüringer Hof, nahe dem Dom, und ich möchte nicht zu ersetzen haben, was damals verdorben, zerbrochen und verschleppt worden ist. Ich habe auch damals eine neu bemalte Scheibe zum Andenken mitgenommen, zum Vergleich mit ächten Scheiben, und man kann nur erstaunen über die Befangenheit, die solches unkünstlerisches Treiben, wie Pereira's Fenstermalen und Bildrestauriren an einem so ehrwürdigen Gebäude, wie der Erfurter Dom, war, nicht nur dulden, sondern auch theuer honoriren konnte.

Eben so schädlich hat sich in Nürnberg an einigen

Kirchen die Firnißfenstermalerei bewiesen, und zu gar lustigen und lächerlichen Auftritten und Histörchen Anlaß gegeben, die ich hier nicht weiter erörtern will. Es muß aber den Unbefangenen höchlich befremden, wie Männer von manchem Talent und guter Bildung, die auf den Namen Künstler Anspruch machen, sich von einer Liebhaberei also hinreißen lassen können, solche Fenstermalerei nicht nur gut zu heißen, sondern sogar schön zu finden, und — für gut, ächt und haltbar auszugeben. In einer Seitenkapelle der Kirche sind noch uralte wohlerhaltene Fresken, auch wird ein schönes Bild von Albrecht Dürer gezeigt. Höchst interessant sind die äußerst wohlerhaltenen und kunstreichen Schnitzereien an den Chorstühlen. Nirgend mehr als an diesen übte in der alten Zeit die Laune der Künstler ihr oft phantastisches, oft symbolisches und bedeutsames Spiel, wie man fast in allen byzantinischen und gothischen Kirchenbauten findet. Hier ist ein offnes Feld für die, welche fast allenthalben Spuren templerischer und gnostischer Mysterien suchen und finden. Drachen, Affen, Teufel, Löwen und andere Thiergestalten sind häufig angebracht, ein Mönch geiselt eine nackte Nonne, der Baphomet verschlingt den Templer, u. s. w. Man weiß nicht, ob man es der Sitteneinfalt, oder der faunisch lüsternen Verdorbenheit der alten Chorherrn zurechnen soll, daß

sie an ihren Stühlen im Gotteshaus sehr oft lascive und obscöne Bildnerei duldeten, könnte aber doch leicht versucht seyn, diese Duldung in der letztern begründet, anzunehmen. Aus ganz alter Zeit herstammend ist auch noch in Maria im Kapitol ein schwarzes, fast scelettartiges Kruzifix, vielleicht das älteste in Cöln. —

St. Ursula sahen wir nicht; die Schädel und Knochen dieser Heiligen und ihrer eilftausend Jungfrauen, die aber nach glaubhaften Zeugnissen eines Anatomikers, der, weil er die Wahrheit sagte, aus der Stadt gewiesen wurde, nicht lauter Jungfrauenknochen sind, unter denen sich vielmehr auch einige Hundeknöchlein befinden, — sind gleich denen der Martyrer in St. Gereon, in Glaskästen mit mancherlei Zierrath eingeschlossen, und erfüllen fast den ganzen innern Raum der schönen gothischen Kirche; ich wollte aber nicht noch einmal an den mexikanischen Huitzilopochtli erinnert seyn. Um alle Merkwürdigkeiten Cölns zu sehen, bedarf es eines langen Aufenthaltes und mannigfacher Wanderungen. Wir sahen noch das ganz im griechischen Styl aufgeführte Rathhaus, und das Haus Gürzenich, mit seinem großen Saal, wo die heiterste Festlust zur Carnevalzeit ihren Sitz aufschlägt und ihre Harlekinspratsche schwingt. Der ganze Saal ist mit heiteren Bildern dekorirt, die Pfeiler die ihn stützen, sind wie riesige Champagnerglä-

ser gestaltet, aus deren überquellendem Schaum oben an der Decke eine Fülle abentheuerlicher Figuren tritt. Humor und Satyre auf Zeit und Leben machen sich da in mancher tollen Karrikatur geltend, und bezeugen den phantasievollen und kecken Sinn der Maler. Hier mit Kunstkennereien eintreten und richten zu wollen, wäre lächerlich. Wir verlassen den Thronsaal der vanitatum vanitas, und wenden uns nach dem Erhabensten, was Cöln, was Deutschland bietet, denn wo wäre noch ein Bauwerk von solcher Riesenhaftigkeit troß der Unvollendung, wie der Cölner Dom?

Ich kann Dich nicht beschreiben, Du unbeschreibliches Wunder. Ein Zwerg tret ich in Deine Riesenhallen, in den Wald Deiner Säulen, und verliere mich selbst darin.

Wohin zuerst blicken und mit durstigen Augen die Strahlen Deiner erhabenen Schönheit trinken? Zur rechten und zur linken glühen Deine hohen Fenster mit tausendfarbigen Flammen wie ewige Feuer.

Welch Geräusch, welch Getöse in diesem weiten Tempelraum, darin ich nichts zu finden glaubte, als die tiefschwelgende Ruhe Deiner Größe, und eine Trauer,

wie sie das Colosseum umschattet? Es hämmert und pocht und meiselt überlaut, drüben jenseit dieser Bretterwand, die Dein langes Schiff in zwei Hälften theilt.

Siehe, da trete ich wie in ein vergangenes Jahrhundert. Ich sehe eine ganze große Schaar fleißiger Steinmetzen; so ist wohl hier eine Bauhütte? Wüßte ich nur gleich den rechten Begrüßungsspruch. Gott grüß' euch, Meister und Gesellen! Ist Reinhold von Montalban noch unter euch? Es versteht mich keiner, jeder wartet seiner Arbeit. Sie sehen auf ihre Schablonen, sie hauen schönverzierte Kragsteine aus, cannelirte Pfeiler, riesige Bogenstücke mit kunstvoll durchbrochener Arbeit. Sie bauen fromm an dem Kölner Dom.

Diese neue Kunst und diese neue Sculptur, wie schön und achtungswerth ist sie! Sie steht nicht etwa der alten nach, wie manche meinen, sondern wenn sie sie nicht im Einzelnen übertrifft, stellt sie sich ihr doch würdig zur Seite.

So haut und baut nur immer frohen Muthes fort, ihr Meister und Gesellen! Wenn ihr auch nicht erlebt die Vollendung des Doms, wie wir alle nicht, so habt ihr doch das Eure redlich gethan. Auch der Baum des Lebens streckt seine Zweige in die Unendlichkeit aus, wir seine Blätter, leben und regen uns, flüstern und rauschen, vom Frühlingssäuseln, vom Sturm bewegt,

und endlich fallen wir ab. Du bist ein Bild von Deutschland, Kölner Dom! So groß und ernst, und ach, so unvollendet, in sich kein Ganzes, ist unser herrliches Vaterland. Doch nur Vertrauen! Auch an ihm, wie an Dir, bauen redliche und fleißige Meister und Gesellen. Mögen sich immer offne Hände finden, diesen heiligen Dombau zu fördern!

Sinnend durchwandle ich das lange Riesenschiff, kaum daß mein Auge loskommen kann von der Farbenpracht der mit unendlicher Mühe gereinigten Fenster der rechten Seite. Die Jahrhunderte oxydiren allmählig jene auf die äußere Seite eingebrannte Pigmente, wodurch sie dunkler werden, manche sich ganz verwandeln. Vorsichtiges, langsames Abschaben des Oxyds läßt die Scheiben wieder im vollen Zauberglanze leuchten. Sie haben wie freudige Wächter ein taghelles Auge aufgeschlagen, während die drüben noch im Halbschlummer einer süßen Mondnacht träumen.

Hochriesig ragt ein Christophbild im Dom empor, von ausgezeichneter Kräftigkeit der Arbeit; schade, daß die blöde Neuerungssucht es mit Farben überpinselt hat.

Weiter hinter nach dem Schiff des Chors trägt mich der Fuß zu alten kunstvollen Kenotaphien. Es ist Gottesdienst, Hunderte knieen in gläubiger Andacht. Hier erklingt das Gloria und Sanctus, und dort ar-

beiten unablässig die Steinmetzen fort, das Picken der Hämmer lautet von fern wie das helle Gezwitscher lauter Vögel, und unterbricht nicht mehr wie solches die Feierstille der Versammlung. So groß ist der Dom!

Vor dem berühmten Dombild habe ich bewundernd gestanden. Es ist mir wie ein verklärt leuchtendes reines Jungfrauenantlitz erschienen. Die Gestalten der heil. Ursula und ihrer Begleiterinnen sind so zart Licht in Licht gemalt, daß man nicht weiß, ob der kunstvolle Meister die Farben von dem Himmel oder von der Erde lieh. Wer sagt uns seinen Namen? Engel voll Lieblichkeit und Huld müssen ihm im Traum erschienen seyn, und unsichtbar seinen Pinsel geführt haben.

Der Sakristan zündet ein Licht an, er will uns den wundervollen Sarg der heiligen drei Könige zeigen, indeß betrachten wir noch einige schöne Sarkophage, vornehmlich den jenes Bischofs, der wie eine Mauer mit Zacken und Thürmchen gestaltet ist, weil der Sage nach, dieser Mann entweder Köln mit Mauern umgab, oder der Ummauernng der Stadt widerstrebte, beides wird erzählt, und so hätte entweder Dankbarkeit oder Verhöhnung ihm diese Tumba geweiht.

Nun treten wir ein in das geheimnißvoll verschlossene Magiergrab, und alle Wunder werden wach. Hier ist der Ort, wo der Nichtkatholik im Stande seyn könnte,

den streng gläubigen Katholiken um diesen unerschütterlichen Glauben fast zu beneiden, der für gewiß und wahrhaftig annimmt, daß diese unsichtbaren Leiber, diese sichtbaren Schädel wirklich die jener drei Weisen des Morgenlandes seyen, von denen uns der Evangelist Matthäus erzählt.

Wie blendet diese Gold= und Silberfülle, wie entzückt diese kunstvolle Arbeit, wie reißt der Reichthum an edlen Steinen, an den herrlichsten Cannen und Gemmen verschwenderisch an der Sargüberkleidung angebracht, zur Bewunderung hin! Die drei heiligen Häupter tragen neue Perlenkronen, und ihre Namen blitzen uns in silbergefaßten Rubinen von den Kranien entgegen. Ich glaube, so lange ich vor diesem so sorglich gehüteten, überreich geschmückten, hochverehrten Särgen stehe, daß die Weisen des Orients in ihnen schlummern. Doch die Zeit mahnt, ich muß mich losreißen vom Anblick dieser vielfachen Kunstwunder, der Sakristan will uns die Schatzkammer des Doms zeigen.

Auch hier, wie viel des überaus Herrlichen! Schwerter, Scepter, Kirchenfahnen, Monstranzen, Reliquienbehälter, alles strotzend von Gold, Silber und Juwelen, Elfenbeinarbeiten von der höchsten Vortrefflichkeit. Das Auge mußte zuletzt ermüden bei der Betrachtung so vieler, so reicher Schätze, und das Herz sehnte sich

wieder aus dem dumpfen Gewölbe und dem Wachsgeruch, aus der beengenden Sphäre so vieler Heiligthümer nach der frischen Gottesluft und des Himmels ewigem Blau.

Wir gehen mit dem jungen Architekten, der uns mit freundlicher Gefälligkeit leitet, hinauf zu dem Kirchendach, wir betreten die Baugerüste. Von Treppe zu Treppe, immer höher hinan, zu den Segeln dieses Wunderschiffs, zu den kühn geschwungenen Bogen, zu den Säulenmasten, den kunstreich verzierten Wimpeln, der himmelaufwärts strebenden steinernen Andachtflamme. Wir sehen und staunen, wie neben den verwitterten alten Ornamenten die neuen so scharf und fest und gediegen stehen, wie Erzguß. Viel Altes muß ganz hinweggebrochen werden, zu sehr haben fünfhundert Jahre an dem Gestein des Siebengebirgs, das nicht das dauerhafteste ist, genagt. Alle neuern Sculpturen werden aus sehr festem dichtem Kalkstein gefertigt.

Vergebens suche ich nach Worten, den Eindruck zu schildern, den das Wunderwerk gothischer Baukunst, der Kölner Dom auf mich machte, aber ich gab mich ihm hin mit voller Seele. Die Aussicht auf die zu unsern Füßen liegende Stadt, auf den so weit sichtbaren, hell vom Sonnengold durchflammten Rhein, die zwar flache, aber doch schöne und fruchtbare Gegend,

die fernen Berge, dann wieder die meist so herrlich aufgeführten Kirchen Kölns, die doch nur alle den Dom umstehen, wie Ministranten den Priester, alles dieses vereinigt sich zu einem so zaubrisch schönen Bilde, daß es nur gesehen und empfunden, nicht beschrieben werden kann.

Auf dem unvollendeten Domthurm ist immer noch der Krahn, den man schon auf ganz alten Abbildungen Kölns erblickt, wenn es auch nicht mehr der alte ist, zu sehen. Hoffentlich kommt noch die Zeit, wo man ihn braucht. Wie viel mehr könnte für dieses wahrhaft würdige und heilige Haus noch außerdem, was die Munifizenz des Königs von Preußen dafür thut, und was sonst durch Beiträge eingeht, gethan werden und geschehen, wenn man einen Theil des gänzlich entbehrlichen todten, den Unglücksfällen der Zeit nicht verfallbaren Domschatzes, dieser Massen von Edelsteinen, Gold, Silber und Kunstwerken, gute Gelegenheiten zum Verkauf benutzend, zu Geld machte, und zum Ausbau des Doms verwendete. Der Wille der frommen Stifter dieser so kostbaren Kleinodien würde dadurch nicht hintangesetzt und mißachtet, und eigentliche Heiligthümer, wie Reliquien, könnte die Kirche immer behalten.

Wie entzückt stand ich oben auf den mächtigen Bau-

gerüsten! Wenn einst in schöner Vollendung steht, was jetzt mit unermüdlichem Fleiß und Eifer theils neu gebaut, theils verbessert wird, wenn diese Gerüste gefallen sind, wird vielleicht durch Jahrhunderte lang niemand wieder diesen Standpunkt einnehmen. Als ich lange genug des himmlischen Vergnügens genossen, von der schwindelnden Höhe Stadt und Land überschaut und die Einzeltheile des gigantischen Baues nahe betrachtet zu haben, umwandelte ich noch die Ballustrade, welche rings um das hohe Dach des Chors führt, dann stiegen wir hinab in das Innere, wo ein kunstreich verzierter Gang hinab auf die Schmuck- und Bilderfülle freien Blick erlaubt. Magisch in Farben gebrochen, fielen die Sonnenstrahlen durch die bunten Scheiben herein, und umwoben sanft verklärend manch altes Bild.

Als wir wieder hinunter kamen, ward uns auch noch die romantische Sage von der Quelle im Münster und dem Wettstreit zweier Architekten erzählt, und die Stelle gezeigt, wo die Quelle im Schoos der Tiefe ruhen soll. Diese Sage hat ein deutscher Dichter in einem sehr ansprechenden Gedicht behandelt, das ich meinen Lesern in der Ueberzeugung mittheilen will, daß es nicht vor die Augen vieler gekommen ist, wie es so oft mit den in die schnell vorüber gewehten Zeitblätter geworfenen Perlen der Poesie zu geschehen pflegt.

Wir besuchten auch noch einen jungen Maler Kölns, Herrn Hasenpflug, auf welchen man uns aufmerksam machte, und sahen dort ein namentlich in architektonischer Beziehung höchst anziehendes und vollendetes Bild des Doms von diesem Künstler, das mit großem Fleiß gezeichnet und ausgeführt war. Wie uns dieses Bild noch einen Ueberblick des großen Ganzen, das wir nun in so mancher Einzelnheit überschaut und betrachtet hatten, gewährte, so gebe ich hier auch als Rück- und Ueberblick die Volkssage von dem

Kölner Dom.

„Bevor zum Dom ihr Steine findet,
Bevor das Fundament verschwindet
Euch, Schmäher, rühm' ich's ins Gesicht:
Soll mir ein Bach die Stadt begießen,
Gefaßt im Marmelsteine schießen.“
Nun höret, was der Andre spricht:

„Bevor Ihr finden mögt die Quelle,
Bevor ihr leiten mögt die Welle
Die Straßen hin, in Stein gefaßt:
Soll stehn vollendet, was ich baue,
Soll schwimmen in des Himmels-Blaue
Des Domes Schiff mit Doppelmast.“

„Erst dann, wie unter Mosis-Stabe,
Wird Euch des reichsten Quelles Labe

Entspringen aus dem Münsterflur;
Der Quell entströmet nur den Händen
So diesen Gottesdom vollenden;
Ihr kennt den Meister, hört den Schwur!" —

Auf seinem Steine steht der Meister,
Die Seinen ruft er, stellt und weißt er,
Das Pergament in fester Hand;
Auf springt der Erde Felsenkammer,
Der Meisel klingt, es tönt der Hammer,
Lebendig wird das weite Land.

Er senkt das Kreuz im Grunde nieder,
Als Säulenwald ersteht es wieder,
Das lebenreiche Samenkorn.
Das Kleeblatt quillt aus seinem Schoose,
Die Lilie steigt, es flammt die Rose
Aus seinem unerschöpften Born.

Die Säulenäst' im Dach verwoben,
Wie eine Brust im Schmerz gehoben,
Gen Himmel athmend, steigt der Chor;
Wie mit Gesang hinangeschwungen,
Wie im Gebet erstarrte Zungen,
Stehn tausend Blumenthürm' empor.

Schon blicken durch des Domes Bäume
Des Himmels lichtgemalte Räume,
Die ew'ge Morgenröthe schon;
Du darfst die Königin der Frauen

Im Seraphinenkranze schauen,
An ihrer Brust den großen Sohn.

Derweil zergrämt der andre Meister
Vergebens forschend, seine Geister,
Die Stirne drückt der schwarze Wahn;
Er pocht am Hügel, in den Tiefen,
Doch alle Nixe, Alfe schliefen,
Drum hebe mit dem Höchsten an.

Und endlich sprengt des Hauses Jammer,
Des Stolzes lang gehaltne Klammer:
„Geh hin, o Weib, ich beuge mich."
Sie wirft, der Schwester Knie umschlingend
Im bleichen Gram die Hände ringend
Zu der Beglückten Füßen sich:

„Ich weiß, Dir hält er nichts verborgen,
In seinen höchsten, tiefsten Sorgen
Hat Dich der Meister eingeweiht;
Sein Name tönt im Psalmenruhme,
Er baut ihn auf im Heiligthume;
Nun, Schwester, übt Barmherzigkeit!"

Sie sprach: „Mein Glück will Glück nur sehen,
Geschehe, was nur mag geschehen!
Heb' Schwester Knie und Augen schnell:
Der Stein, auf dem er einst gestanden,
Das Pergament in seinen Handen,
Im Flur des Thurmes, deckt der Quell." —

Und kaum hat Jener Kund empfangen,
So kommt er stolz zum Dom gegangen:
„Heran! Hier ist der Zauberstab!“
Er schwingt den Hammer, bricht die Schwelle,
Und jubelnd springt die reiche Quelle
Hervor aus ihrem Marmelgrab. —

Des Domes Meister naht im Grimme,
Er singt mit feierlicher Stimme,
Das Pergament in seiner Hand:
„Ich leg' euch, Thürm' in Zauberbande!
Hinunter Quell! verdürst im Sande!“
So sang der Meister, und verschwand. —

Erloschen sind des Himmels Kerzen,
Es starren zwei gebrochne Herzen,
Die Thürme noch vom Kölnerdom:
Doch möcht ihr Nachts geruhig lauschen,
So hört ihr dumpf die Tiefe rauschen,
Und Geister hadern in dem Strom.

Horsa. (Follen.)

V.

Düsseldorf. — Aachen.

Ein kalter, aber reiner und schöner Morgen grüßte uns, glückliche Fahrt verheißend, als der Wagen aus unserm kaiserlichen Hof uns auf die Rheinbrücke brachte, von der aus wir das große niederländische Dampfschiff Stadt Nymwegen betraten. Noch einmal zeigte sich in seiner ganzen Größe und seinem erloschenen alterthümlichen Glanze das einst so mächtige Köln; majestätisch wogte der Rhein und überhüllte die verblühten Reize seiner besten Stadt mit zarten Duftschleiern, wie Weihrauchduft um manch altergraues Heiligenbild schwebt. Ein Feuerball erhob sich die Sonne, und schmückte bei ihrem Aufglühn den gewaltigen Strom mit magischen Farben. Die Stadt Nymwegen rauschte stolz dahin. Wunderbar groß, brennend in dem milden Rosenlicht der Morgensonne, stand der Dom. Wie die Stadt in die weite Ebene versank, ein hohes Haus,

ein Thurm nach dem andern sich den Blicken entzog, immer stand des Domthurms ungeheure Steinmasse, des hohen Chores wundersamer Riesenbau noch sichtbar, weit, weithin, bis endlich andere Orte dazwischen traten.

Das Dampfschiff Ludwig kam den Rhein herauf; als beide Schiffe in ziemlicher Entfernung einander vorbeifuhren, wurde mit den Flaggen salutirt, und die Passagiere winkten und riefen einander vom Verdeck einen guten Morgen zu. Die Länge des Rheins von Köln bis Düsseldorf beträgt 14 Stunden, der Landweg 8, welche die Post in 4 Stunden macht; das Dampfschiff aber macht die 14 Stunden lange Fahrt in drei Stunden. Die innere Einrichtung und Reinlichkeit der niederländischen Dampfschiffe steht den rheinischen nicht nach, wir befanden uns in der wohl durchheizten geräumigen Kajüte äußerst behaglich. Wird es wohl einmal dahin kommen, daß Landreisen eben so bequem ausgeführt werden können, daß man in großen Wagezimmern ohne Stoß und Erschütterung geruhig essen, trinken, lesen, schreiben, umhergehen, und nach Belieben auch schlafen kann? Es wäre so übel nicht. Es muß eigentlich dem, der nicht eignen Wagen und Pferde hat, grauen, wenn er an das Einschachtelungssystem unsrer Postwagen denkt, deren verbesserte Einrichtung doch wieder so sehr vieles vor der voraus hat, wie sie

noch vor einigen Jahrzehnten bestand. Unser Schiff maß in die Länge 53 Schritte.

Auf dem Schiff hörte man schon viel Niederländisch, das gut zu der flachen einförmigen Gegend paßte; die Zeit wurde uns jedoch durchaus nicht lang. Bald war die große Rheinkrümmung bei Neuß erreicht, und der schon längst zur Rechten erblickte hohe Thurm von Düsseldorf trat uns nun entgegen, der Mastenwald bedeutend großer Frucht- und Kohlenschiffe ragte vom Hafen empor, das Schiff hielt an, die abermalige kurze Rheinfahrt war beendet. Düsseldorf gewährt, wie Bonn, gegen den Rhein hin wegen allzu hoher Mauern keinen freundlichen Anblick.

Wir logirten uns am Markt ein, den mit mehrern öffentlichen lauter freundliche Häuser umgeben. Es war gerade Wochenmarkt, und nicht uninteressant in dieser Jahreszeit die Menge des hier zum Verkauf ausgelegten schönen Gemüses, des Obstes, so frisch und einladend, als sey es so eben vom Baum abgebrochen. Das Innere der Stadt hat einen äußerst heitern und reinlichen Charakter. Wir richteten unsern Weg zuerst nach der Akademie, besahen die Gemälde-Gallerie und begriffen wohl, wie schmerzlich für Düsseldorf die Entbehrung der von dort nach München gewanderten Kunstschätze seyn muß. In der dortigen neuen Kunstschule

regte sich ein, wie bekannt ist, sehr thätiges und lebenvolles Streben, die Namen der Düsseldorfer Künstler durchklingen ehrenvoll ganz Deutschland, und manche andre Stadt blickt nicht ohne Neid auf die glückliche Entfaltung jener Blüthe, die sich schon einen dauernden Ruf gründete.

Ich hatte die Freude, Herrn Direktor Schadow und die jungen Künstler Rethel und Steinbrück persönlich kennen zu lernen. Schadow hatte eben ein Bild „Die Wanderung der Jünger nach Emaus" vollendet, das noch auf der Staffelei stand. Herr Rethel zeigte einen heiligen Bonifacius, wie er die Donnereiche, welche bekanntlich in der Nähe von Hofgeismar stand, gefällt hat, umgeben von heidnischem Volk, Frauen, Jungfrauen, Kriegern und Priestern; einige blicken mit Antheil, andre mit Grauen, noch andre mit Trotz und wildem Haß auf den Mann, der so unerschrocken die dem Hesus geweihte Eiche zu Boden schlagen ließ. Der Künstler läßt den schon oft dargestellten Hauptmoment der Handlung vorüber seyn; die Eiche ist hinweg, man sieht sie nicht, nur den Strunk, dicht an der Erde abgehauen, und es scheint, als sey der dargestellte Augenblick eine Berathung; was nun? während die fanatischen Heidenpriester immer noch voll Ingrimm das rächende Zornfeuer ihres Götzen erwarten. Hätte ich,

als Maler, diesen Vorwurf zu behandeln gehabt, so würde ich, statt eines, hier nicht am Ort befindlichen landschaftlichen Hintergrundes in der Tiefe den ungeheuern Stamm der Eiche sichtbar gezeigt haben, und daneben einige Männer aus den Begleitern des deutschen Apostels, beschäftigt, jenen zu bearbeiten, um das Gerüst zu der dem heil. Petrus geweihten Kapelle zu zimmern, die nach der Legende aus der Donnereiche aufgerichtet wurde. Maler Steinbrück zeigte uns eine wohlgelungene Genofeva. Herrn Lessings Bekanntschaft konnte ich leider nicht machen.

Noch sahen wir ein großes Bild von Bendemann: Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem, seines Gegenstandes, wie seiner Tendenz nach dem schon oben erwähnten nah verwandt.

Die Riesengestalt des im düstern Sinnen versunkenen Propheten sitzt großartig schweigend auf einem noch dampfenden Ruinenhaufen. Die hohe Salem ist nicht mehr, und der früher so zürnende, jetzt erschütterte Seher scheint dem schwermuthvollen Klagegesang nachzusinnen: „Euch sage ich allen, die ihr vorübergeht: Schauet doch, und sehet, ob irgend ein Schmerz sey, wie mein Schmerz, der mich getroffen hat. Denn der Herr hat mich voll Jammer gemacht am Tage seines grimmigen Zorns.“ Eine Gruppe von Töchtern Zions,

jener auf dem oben erwähnten Bild ähnlich, füllt zunächst den Vorgrund, es sind auch Frauen darunter, leidende, schmerzgedrückte Frauen, Mütter, deren Kinder vielleicht unter den Trümmern verbluteten — — Bendemann ist selbst ein klagender Jeremias, der seines Volkes großen und ewigen Schmerz in hohen und herrlich vollendeten Bildern besingt und — beweint.

Von der blühenden Malerakademie komme ich auf ein zweites Kunstinstitut, dessen Düsseldorf sich erfreut, zu sprechen. Es ist das Theater unter Immermanns höchst umsichtvoller, kräftiger und darum auch gedeihlicher Leitung. Wären die Bühnen überall unter solcher, wie hier, so würde die dramatische Kunst in Deutschland einen höchst würdigen Standpunkt behaupten, und die vielseitigen Klagen über ihren Verfall verstummen. Der K. Pr. Landgerichtsrath Immermann, ein Mann voll Energie, imponirender Würde, voll Feuereifer für die Kunst, vertraut mit allen künstlerischen poetischen sowohl als technischen Erfordernissen einer Bühnendirektion, jedoch den Namen eines Theaterdirektors streng ablehnend, hat seine Stelle interimistisch niedergelegt, um sich ganz der Leitung der Bühne in Düsseldorf zu widmen. Da der Zufall wollte, daß ich viele der dort eben engagirten Mitglieder des Theaters persönlich kannte, und manche davon mir von früher her befreundet wa-

ren, so wurde es mir nicht schwer, trotz meines kurzen Aufenthaltes in Düsseldorf, einen Blick in die innern Verhältnisse des dortigen Bühnenwesens zu thun. Das Theater, als Kunstanstalt, war früher, bevor Immermann dessen Leitung übernahm, auch in Düsseldorf, wie fast überall, wo nicht kaiserliche, königliche oder fürstliche Bühnen dauernd bestehen, vielfachem Wechsel in jeder Hinsicht unterworfen. Sieht es doch um die bestehenden Bühnen selbst bisweilen traurig genug aus. Immermanns höchst schwierige Aufgabe war nun bei Uebernahme der Bühnenleitung, mit zwar anständiger, aber keineswegs außerordentlicher Unterstützung fürstlicher Munifizenz, die auf den in unsern Tagen von dem Publikum erwarteten und geforderten Dekorationsprunk und die nicht minder beliebte Opernpracht wenig oder keine Rücksicht zu nehmen gestattet, mit einem Personal, das nicht durchaus aus Künstlern ersten Ranges und von großem Ruf bestand, mehr und besseres zu leisten, als früher dort geleistet worden war, ja die Düsseldorfer Bühne auf einen solchen künstlerischen Glanzpunkt zu erheben, wie sich die Weimar'sche in den Tagen ihrer höchsten Blüthe erfreut haben mag. Es mußte in dem Schauspieler-Personal der beste Wille, der regste Eifer geweckt werden, unablässig diesem hohen Ziele nachzustreben, und endlich mußte auch im Publikum der Ge-

schmack an Darstellungen aus dem Gebiet der höhern Kunstsphäre wieder rege gemacht werden, den das Opern- und Vaudevilleunwesen, die Melodramensucht und Seuche ganz und gar fast überall verdrängt und verdorben hat.

Das Publikum, nicht das Düsseldorfer, sondern im Allgemeinen, das für sein der Bühne zugewendetes Geld doch Achtung und Berücksichtigung der Intendanzen verdient, weiß selten was es eigentlich will. Es lacht bei Trauerspielen, und gähnt bei Lustspielen; es jubelt sich heiser bei Possen, und schimpft am andern Tag auf den Unsinn dieser Possen, und ärgert sich, daß es sich heiser gejubelt hat. Wenn nun auch der umsichtigste Dramaturg ein Publikum vorfindet, dessen Mehrzahl sein redliches Streben mißkennt, das sich, wie es oft geschieht, von Schauspielern, seinen verwöhnten Lieblingen, bald gegen jenen einnehmen und zur Partheinahme hinreißen läßt, bald mit Lob und Tadel gleich unverdient verschiedene Individuen überhäuft, so ist es nicht zu verwundern, daß so wenige Männer bei uns gefunden werden, die Muth, Lust und Kraft in sich fühlen, nicht für den eignen Vortheil, sondern für die Kunst Steine zum Babelthurmbau der heutigen Schaubühne zu tragen. Dazu kommt noch, daß der Kampf gegen die Kabalen und die niedrigen Gesinnun-

gen so vieler Schauspieler fast nie endet. Jener bekannte Ausspruch: Zu allen Zeiten, wo die Kunst verfiel, ist sie durch die Künstler gefallen, der so oft angeführt und als Autorität geltend gemacht wird, ist durchaus falsch. Nie kann die Kunst durch die Künstler fallen, diese werden sie immer heben und tragen, denn ohne Künstler kann es keine Kunst geben, wohl aber fällt sie und wird in den Staub geworfen von jenen Stümpern und Miethlingen, deren es so viele gibt, die sich frech des Künstlernamens anmaßen, und an denen jeder Zoll ein Comödiant ist.

Um so größeres Verdienst hat sich Immermann erworben, daß er mit fester Beharrlichkeit Hindernisse aus dem Weg geräumt, die andre abgeschreckt hätten. Es ist höchst erfreulich, zu sehen, wie alles so geregelten Gang geht, den Widerspruch von Seiten des Personals nie hemmen kann und darf. Der Dichter lies't der Gesellschaft jedes nur einigermaßen schwierige Stück erst vor, erläuternd, erklärend, und wohnt dann jeder Probe bei, in welcher Aufmerksamkeit, Anstand und Stille herrschen. Sein Ansehen, sein Wissen und die Machtvollkommenheit nach seiner besten Einsicht zu handeln, unterstützen sein Wirken, und krönen es mit glücklichen Erfolgen. Und auch der Theil des Publikums, der von der Bühne weiter nichts verlangt, als daß sie ihn amü-

sire, der keine Kunstansprüche macht, bleibt nicht unbedacht und unbefriedigt. Als das Unternehmen Immermann anvertraut wurde, ward nachfolgende „Uebersicht des Repertoirs für die beiden ersten Monate, welches durch die Vorübungen des Oktobers begründet werden sollte," an die Schauspieler ausgegeben, und es sind auch mit wenigen Ausnahmen die darauf verzeichneten Stücke und Opern in rascher Aufeinanderfolge zur Aufführung gekommen.

I. Trauerspiele und romantische Schauspiele: 1. Der Prinz von Homburg. 2. Hamlet, nach Schlegel, eingerichtet von Immermann. 3. Macbeth. 4. Struensee. 5. Emilia Galotti. 6. Maria Tudor. 7. Stella. 8. Boccaccio, (von Deinhardstein). 9. Rafaele.

II. Große Oper: 1. Don Juan. 2. Hans Heiling. 3. Die Entführung aus dem Serail. 4. Fidelio. 5. Oberon. 6. Cortez. 7. Die Stumme von Portici. 8. Fra Diavolo. 9. Die Italiener in Algier.

III. Größere Conversationsstücke und Lustspiele: 1. Die Schule der Alten. 2. Minna von Barnhelm. 3. Der beste Ton. 4. Die Stimme der Natur. 5. Das Epigramm. 6. Die vier Sterne.

IV. Kleinere Conversationsstücke und Lustspiele: 1. Die Geschwister. 2. Die schelmische Gräfin. 3. Der Jurist und der Bauer. 4. Die unterbrochene

Whistparthie. 5. Die beiden Britten. 6. Maske für Maske, (neue Bearbeitung). 7. Die Brüder Philibert. 8. Der Mann meiner Frau. 9. Das Taschenbuch. 10. Die Schleichhändler. 11. Die Zeichen der Ehe.

V. Vaudevilles und Liederspiele: 1. Die beiden Turenne. 2. Die Nachtwandlerin. 3. Bär und Bassa. 4. Jery und Beteli. 5. Gänserich und Gänschen. 6. Das Ochsenmenuett.

Von den hier verzeichneten Stücken wurde uns das wahre Vergnügen, Stella von Goethe, und die beiden Turenne von C. Blum zu sehen, nach welchen es uns möglich ward, die besten Kräfte der Düsseldorfer Bühne natürlich mit Ausnahme der großen Oper, zu beurtheilen.

Daß sich für ein Stück, wie Stella, welches alles scenischen Schmucks entbehrt, dessen Handlung in mancher Beziehung sogar widrig erscheinen kann, *) und das für diese Mängel nur durch die Schönheit der Sprache und die lodernde Flamme der Leidenschaft, die

*) Um hier nicht mißverstanden zu werden, muß ich bemerken, daß Stella nicht als Schauspiel in 5 Acten gegeben wurde, wie es in der Tübinger Ausgabe von Goethe's Werken, 1807. im fünften Bande steht, wo die Sage von dem Grafen von Gleichen vermittelnd eingreift, und Cecilie und Stella den

es durchweht, entschädigt — daß sich dafür ein Publikum fand, und bei einer wiederholten Darstellung dennoch ein zahlreiches Publikum, spricht eben so sehr zu Gunsten dieses Publikums, als es eine Bürgschaft der Zufriedenheit mit dem leitenden Direktorium, wie mit den Darstellern selbst beurkundet.

Es würde mich allzuweit von dem vorgesteckten Ziele dieser Reiseskizzen ablenken, wollte ich hier auch noch eine kritische Zergliederung der Aufführung geben. Nur so viel bemerke ich, daß die drei Hauptparthieen Stella, Cecilie und Fernando durch die Damen Lauber-Versing, Limbach und Herrn Schenk auf eine höchst achtungswerthe Weise repräsentirt wurden. Jene Scene im Kabinet beim Beginn des fünften Akts gab Mad. Lauber-Versing mit großartiger Meisterschaft, und ihr „Komm!" schauerte markerschütternd durch das tiefschweigende Haus.

Nach dem Theater brachten wir den Rest des Abends in Immermann's und Grabbe's, auch einiger anderer Literatoren Gesellschaft, zu. Grabbe ist auch in seiner äußern Erscheinung eine phantastische Groteske. Immer-

---

Besitz des geliebten Fernando theilen, sondern als Trauerspiel in 3 Aufzügen, in welchem der schwache Fernando sich erschießt und Stella stirbt.

mann hat dessen Persönlichkeit in dem Reisejournal so treffend mit wenigen kräftigen Zügen gezeichnet, daß ich Aehnliches gar nicht zu versuchen wagen will. Wenn man die kolossalen, oft genialen und shakespearisch-rohen Dramen von Grabbe gelesen hat, und nun deren Schöpfer sieht, so meint man nicht, daß es größere Kontraste geben könne. Dieser glühende feurige Poet ist so ängstlich bescheiden, daß er gar nicht von seinen Werken reden hören mag, und öfter bittet, das Gespräch doch lieber auf „andres dummes Zeug“ zu bringen. Ich bin fest überzeugt, daß sein Charakter höchst achtungswerth und liebenswürdig ist, und daß sich keiner an das Launenhafteckige, scheinbar Unbeholfene, Aengstliche und doch Schroffe in seinem Aeußern stoßen soll. Kommt er im Gespräch in Feuer, so sprühen die genialen Gedanken wie Schwärmer umher.

Wie verständig und wacker nun Immermann wirkt, wie sehr ihm die Dankbarkeit eines gebildeten Publikums lohnt, wie anerkennungswerth sein Streben ist, die Bühne empor zu bringen, so tritt auch ihm jene Anmaßung bisweilen in den Weg, Hemmungen versuchend, und Störungen erregend. Seine Strenge, die nirgend nöthiger erscheint, als beim Bühnenwesen, erweckt das nachtheilige Urtheil und das übelwollende Raisonnement derer, die diese Strenge verdient empfin-

den, dann wird die Klage laut, man werde gleich einer Maschine behandelt, man könne nie genügen, ꝛc. Wer aber nichts weiter leisten kann, als was Maschinen mechanisch thun, verdient auch nur als solche verwendet zu werden. Wenn ein Direktor oder nur, wie hier, ein Dramaturg, Einreden, Ansichten, Vor- und Rathschläge jedes einzelnen Darstellers über jede Einzelparthie anhören, und wie daraus folgt, auch danach handeln sollte, was würde dabei herauskommen? Wer verständiger und einsichtsvoller Anordnung sich nicht fügen, bestehenden Gesetzen sich nicht pünktlich unterwerfen, Vorschriften, die das Beste der Anstalt, ihre Erhaltung, wie ihren Ruhm bezwecken, nicht nachleben, vielmehr den eignen Eingebungen seiner nicht ausgebildeten Beurtheilungskraft folgen will, der verlasse Bühnen wie die zu Düsseldorf, wandere etwa nach München in die Vorstadt Au, und setze dort zweimal täglich, Nachmittags und Abends auf dem Lipperl die Coulissen in eine schaukelnde Bewegung. —

Am andern Mittage reiseten wir nach Aachen weiter. Es war ein schöner, lenzheiterer und lenzwarmer Tag, das langsame Erwachen der Natur ward überall sichtbar.

Wir fuhren eine ganze Station bis wir an die Ueberfahrt über den Rhein ohnweit Neuß kamen; wir hatten unsere Sitze vorn im Cabriolet, und sahen vergnügt hinaus auf die zwar ebenen aber fruchtbaren Fluren, die im Kurzem im vollen Festschmuck des Frühlings zu stehen hofften. Düsseldorf hatte uns guten Stoff zur Unterhaltung geboten, und das ist eben das Köstliche beim Zusammenreisen befreundeter Männer, daß in guter Stunde das Erlebte und bisweilen schnell an uns Vorübergegangene wieder herbeigezaubert wird durch die Macht der Erinnerung, und das, was wir vielleicht früher nur zerstückt, als Anamorphose sahen, nun durch das Polyedron der ruhigen Betrachtung erblickt, sich zu einem harmonischen Ganzen ordnet. Da werden Ansichten berichtigt, ihre Verschiedenheiten ausgeglichen, und so verrinnt die Zeit angenehm auch dann, wenn nicht noch andere Reisegesellschaft, die uns zusagt, zu heiterer Stundenkürzung das ihre beiträgt. Unsre Reise hatte bis jetzt nur einer fröhlichen Spatzierfahrt geglichen, und immer auch hat ein schützender Genius über uns geschwebt.

In Neuß hielt die Post so lange an, daß wir einen flüchtigen Blick in die dem heil. Quirin geweihte, große und herrliche, ganz maurisch-byzantinisch aufgeführte Kirche werfen konnten. Auch hier fanden wir wieder

an den Chorstühlen merkwürdige Schnitzereien, und ich habe für mich die Bemerkung gemacht, daß diese Schnitzbilder immer um so phantastischer und grotesker sind, je mehr der Baustil der Kirche sich dem ganz ächten und unvermischten byzantinischen näherte, was vielleicht auf etwas mehr, als bloße Gewohnheit und Phantasiespiele der Holzschnitzer hindeuten möchte. Es giebt eine Menge Kirchen, welche außen ganz die byzantinischen Rundbögen, Säulchen am obern Theil des Chors rc. haben, und im Innern doch schon gothische Construction, in diesen Kirchen von so gemischter Bauart ist meist jener symbolischschaffende, auch durch Kleines durch allerlei Schnitz- und Bilderwerk sich deutsam offenbarende Geist einer Geheimlehre, in die wir nur ahnend, nicht schauend blicken, von der Hand der alles umgestaltenden Zeit fast verwischt. Das Vorkommen fester Typen da und dort und überall an dem Schnitzwerk der Chorstühle kann unmöglich ganz von der Willkühr der Arbeiter abgehangen haben, denn es leiteten ja die verständigen Baumeister, damals fast immer Geistliche, den Bau, und jedenfalls mußten die mechanischen Arbeiter nach ihrer Angabe schaffen, oder man wäre genöthigt, anzunehmen, daß jene in die symbolischen Baugeheimnisse selbst eingeweiht gewesen seien. Feststehende Typen sind aber an solchen Chorstuhlschnitz-

werken: Drache, Teufel, Affe, Hund, Schlange, Vogel, Trauben, Aepfel, Mönche u. dergl., und niemals, oder doch höchst selten Christus, der heilige Geist, Apostel, Märtyrer u. dergl., deren Bilder doch außerdem so zahlreich vorkommen. Den angeführten gesellt sich auch noch ein wunderlicher Kopf zu, der in hundertfacher Weise aus Schnörkeln, aus Blättern, aus Arabesken uns anstarrt, der wie zufällig, und doch absichtlich aus den Ornamenten tritt, und meist wie der Kopf einer Katze, aber bisweilen auch noch ungeheuerlicher gestaltet ist. Wenn wir nun wissen, daß bei den Alten alles mythische Bedeutung hatte, man denke an Lamm und Taube, Einhorn und Schlange, Adler und Löwe, an die mährchenhafte Feuerbeständigkeit des Salamanders, den todbringenden Blick des Basilisken, die Verjüngungsflamme des Phönix, die mystische Blutspeisung der Jungen des Pelicans, die Wachsamkeit der Schätze hütenden Drachen, die Heuchelthränen des Krokodils, die Sage vom schwimmenden Nest des Eisvogels, von der Schnelligkeit des Greifs, vom Todesgesang des Schwans u. s. w. — und uns erinnern, daß unter einem Löwen oder Bock oft der Teufel, unter einem Panther ein Sünder, unter Einhörnern, Hirschen und Hindinnen Heilige, unter Wölfen und Füchsen Ketzer verstanden und vorgebildet, unter Tiegern vermessene

Frauen, unter Waldeseln Einsiedler, unter Hasen Frauen, unter Kamelen Reiche, unter Pferden, Maulen und Eseln Thoren, unter Schweinen Sünder, unter dem Bilde des Adlers ein Heiliger, des Pelican der leidende Christus, der Taube der heil. Geist, der Turteltaube eine frommgläubige Seele, und so fort gedacht wurden, so ist Fingerzeig genug gegeben, auch in diesen Schnitzbildern Bedeutung zu suchen und herauszufinden, selbst dann, wenn sie bisweilen nichts weniger als heilig erscheinen. Vieles dieser weitverzweigten Symbolik ging aus der Heidenzeit in das Christenthum über, die aus Thiererscheinung und Vogelflug Vorbedeutung und Weissagung schöpfte; der Schwan war Schiffern günstig, der Adler wurde ein Siegesbote des Krieges. Ein Phönix deutete Konstantinopels Gründung vor; der Reiher Ereignisse und Thaten von hoher Wichtigkeit, ein Storch kündete Eintracht, ein Hahn war Bild der Hoffnung, jetzt ist er zum Bild der Freiheit erkoren worden, weil auch die Neuzeit nicht unterlassen kann, sich der Symbole zu bedienen. Dieser Bilderdienst ist unaustilgbar, und sein Studium anziehend, es ist ein knorriger Wurzelauslaufer von dem Baume des Mythos, der sich an den Fels der Geschichte klammert, und mit fabelhaften Blättern und Blumen und Ranken auf-

strebend sich auch in die Naturgeschichte tief verzweigt und verflicht. —

Zwischen weiten Wiesenstrecken, auf guter Chaussee rollten wir dahin, überall zeigte sich nun in Städten und Dörfern die holländische Bauart vorherrschend, Häuser durchaus von rothgebrannten Ziegelsteinen, deren Fugen mit weißem Mörtel bestrichen sind, was sehr hübsch und freundlich aussieht, und das Bewerfen mit Lehm, wie den Farbenanstrich erspart.

Die Production der Backsteine ist in jenen Ländern auch weit einfacher, als bei uns, wo man genöthigt ist, seine Steine und Ziegeln von einer oft weitentlegenen Ziegelei mittelst kostspieligen Transports kommen zu lassen, und sie theuer bezahlen muß. Der Landmann, der sich ein Haus bauen will, baut sich auf seinen Acker, wenn abgerodet ist, einen Ofen von Lehm, von einfacher Structur, aber practisch eingerichtet, macht sich seine Lehmsteine, setzt sie ein, und zündet das Feuer an, dann wird der Ofen zugesetzt und ruhig abgewartet, bis ein Brand vorbei. Solche Oefen habe ich eine Menge gesehen.

In einem Dorfe wurde Mittag gemacht, und in

Jülich tranken wir Kaffee. Im weitern Verfolg unsers Wegs zeigte mir der freundliche und gefällige Conducteur bei Hänchen ein Gehölz, in dessen Nähe im März 1793 die Schlacht zwischen Oesterreichern und Franzosen geliefert wurde, in welcher Prinz Coburg den französischen Feldherrn Dumouriez schlug. Das ganze Terrain dieser Gegend ist sehr zu Schlachten geeignet, weite Ebenen zum Aufrollen der Heeresmassen, kleine Gebüsche für Verstecke und Ueberfälle, mäßige Hügel für Batterien; Gräben und Flüsse zur Abhaltung des anstürmenden oder verfolgenden Feindes 2c. Berge sieht man nur in der Ferne, und darunter sehr weit den Paß, durch den man fährt, wenn man sich von Aachen aus der belgischen Grenze nähert. Die Dämmerung senkte sich bereits auf die Erde herab, als wir jenes Schlachtfeld hinter uns ließen; der Abendhimmel war rein und heiter, und einige dunkle Wolken schwammen in seinem Gold, und ruhten auf dem Horizont, wie die Wächter am Grabe, in das der Weltmessias, die Sonne, hinabgestiegen. Die eine dieser Wolken sah genau so aus, wie eine Sphinx, und mahnte mich, dem Räthsel des Lebens nachzusinnen. Auch die Sphinxe lagen in Aegypten vor oder über Gräbern. Dem Trauererfüllten wird leicht ein Wolkenbild zur Erinnerungs- oder zur Prophetenstimme und die Dämmerungsphaläne-

Phantasie umschwirrt gern bisweilen die steinernen Kenotaphien und die schweigenden Cypressen, die auf dem Friedhof unsers Herzens stehen, deren Sokkeln und Wurzeln bis hinab in die stillen Särge unsrer Liebe reichen.

Solche Gedanken erinnerten mich an ein Buch, das ich schon als Knabe las, und dann vergaß, wie andere es wohl auch längst vergessen haben, ich meine Kotzebue's: „Meine Flucht nach Paris.“ Sonderbar, das Loos, welches mir gefallen, fiel auch ihm: den Weg, Zerstreuung zu finden, den er wählte, wählte auch ich, und er wählt auch in dem genannten Werk, auf das ich noch einmal zurückkommen werde, weil ich es wieder hervorgesucht habe, der Bilder der Wolken, weiter aber wünsche ich die Parallele zwischen ihm und mir, zwischen seiner Reiseschilderung und der meinen nicht gezogen. Er zeigt dem Leser ein weiches, nicht zerrissenes, sondern aufgelöstes Herz, er war so unendlich feig, daß er es über sich vermochte, vom Lager seiner sterbenden Gattin zu gehen, die er über alles geliebt zu haben versichert, daß er sie nicht im Tode sah, sie nicht einsenken sah in den mütterlichen Schooß der Erde, sondern im Augenblick vielleicht, wo sie ihren letzten Seufzer aushauchte, Pferde bestellte, und hurtig nach Paris fuhr. Dies mag sehr gefühlvoll sein, männlich war es

nicht, ich möchte es eine männliche Hysterie nennen. Wie schön wenn auch nicht immer wahr, sagt unser vortrefflicher Schäfer in seiner Novelle Künstlerruhe: Alles was unser ist, ist das Beste für uns, denn wir wählen vielleicht unser Loos; aber was wir gewählt, darin gehen wir wie in stählernen Mauern bis an unser Ende — und Fremdes, so viel besser es uns erscheint, können wir doch nimmermehr erlangen, noch uns aneignen, weil wir schon Eigenthum geworden sind. Darum aushalten, treu sein! —

In dem sehr langen Dorfe Haaren, eine Stunde von Aachen, welches sogar Straßenbeleuchtung hat, die noch mancher deutschen Stadt fehlt, beginnt gepflasterte Chaussee; diese gepflasterten Landstraßen sind geeignet, jedwedem Phantasten alle poetischen Gedanken aus dem Gehirn zu rütteln, und sind zugleich ein so vortreffliches Antihypochondriacum, daß ich als Arzt, einen Kranken von melancholischen Anlagen statt in ein Bad, etlichemal von Brüssel nach Paris und zurückfahren ließe, er würde gewiß genesen, wenn er nicht aus Desperation aus der Haut führe.

Die Nacht sank nieder, die Schwertblume des Sternenhimmels, der schimmernde Orion, glühte über uns auf. Wir fuhren in Aachen ein.

So war ich denn nun in der berühmten Stadt, dahin ich so oft mich gewünscht, um in Gedanken an Karls des Großen verklungener Herrlichkeit zu schwelgen. Welcher Ort wäre so sagenreich, wie diese Wiege, dieser Sarg des großen Kaisers! Welch ein zauberhafter Mährchenkranz schmückt diese Gefilde! Die Geschichte selbst mit ihrer ernsten Wahrheit hat hier ihr Gewand mit Fabel- und Phantasieblumen gestickt und mit dem geheimnißvollen Reiz des Wunderbaren sich umgürtet. Eine Fülle von Ereignissen machen Aachen zu einer der geschichtlich merkwürdigsten Städte, eine Fülle von Mythen schmücken sie mit der leuchtenden Goldkrone der Poesie. Römerzeit, Julius Cäsar, Aachen Königssitz der Merowinger, Geburt Karls, Erbauung der prachtvollen Kaiserpfalz auf dem Markt, wo nun nichts weiter steht, als Karls ernstes Bild, auf dem Brunnen, blickend nach dem Münster, den er erbaute. Karls hohe Schule, sein Wirken für deutsches Liederthum, sein Münsterbau, zu dem er Granit- und Porphyrsäulen aus Rom, Ravenna und aus Köln von St. Gereans-Kirche kommen ließ. Als der Münster geweiht wurde, sollten 365 Bischöfe die Feier durch ihre Anwesenheit verherrlichen, es kamen aber nur 363 zusammen. Da stiegen zwei Gestorbene aus ihren Gräbern hervor, und legten sich nach beendigter Feier wieder

zum langen Schlummer hin. Karls Helden, seine Schlachten, seine Siege! Aus Persien kommen mit orientalischer Pracht die Gesandten des mächtigen Kalifen Harun al Raschid nach Aachen, aus Griechenland sendet Irene, die Byzantinerkaiserin, ihre Boten hierher. Wie ein Blüthentraum von Liebe und Treue mischen sich die Namen von Eginhard und Emma in die Ereignißfülle. Fastradas Tod und Liebeszauber, der See unter der Ruine des Schlosses Frankenberg, in welchem der Bischof Turpin den Zauberring versenkte, und Karls gefangene Sinne entfesselte. Karls Tod erfolgt nach großen vorbedeutenden Wunderzeichen, und er wird in der Münsterkirche beigesetzt, aufrecht sitzend auf seinem weißen rohen Marmorstuhl, mit der Majestät umkleidet, die im Leben ihn umgab. Reichstage und Normanneneinfälle ehren und heeren die alte Stadt, die Krönungsstadt der deutschen Könige und Kaiser, von denen unser Rückert singt:

Alle dort gekrönten Kaiser
Bis auf Franz den Zweiten nur
Haben dort seitdem gesessen
Auf des großen Ahnherrn Stuhl.
Alle dort gekrönten Kaiser
Haben abgelegt den Schwur
Alle, bis auf Franz den Zweiten,
Auf das Evangelienbuch.

Doch war schon Ferdinand I. der letzte in Aachen 1531 gekrönte Kaiser,

In der Nacht von dem Flammentodestag der letzten Templer zu Paris versank, wie durch einen Zauberfluch, die Ordenskapelle dieser Ritter zu Aachen, und eine Quelle sprang da, wo sie versunken war. Ich war ihr nahe an einem sonnigen Märztage, und habe fern und leise die versunkenen Glocken aus der Tiefe läuten hören.

Das Rathhaus erhebt sich, und der Münsterchor, auch der Handel Aachens erhebt sein blühendes Haupt; Krieg und Frieden wechselt, der erste Verkünder der Lehre Luthers stirbt den Märtyrertod, der Fanatismus schwingt sein feuriges Schwert, und die Stadt fällt in die Reichsacht. Jesuiten und Reformirte im Streit, Klosterplünderung. — Zwei schreckliche Tage verzehren fünftausend Häuser und morden den Flor der Stadt. Die Neuzeit bedarf hier keiner Erwähnung. Es sind der großen Erinnerungen genug.

Am frühen Morgen ging ich zum Thor hinaus und erstieg den Berg, auf dem die Salvator-Kapelle ruht. Neben ihm erhebt sich noch höher der Lausberg, Laus-

oder Luisberg mit Gartenanlagen, Restauration und Obelisk, den der Sage nach, der Teufel hierher trug, um die Stadt, in der er merkwürdig um eine Seele geprellt worden war, damit zu überschütten, und den er hier, durch ein altes loses Weib getäuscht, fallen ließ. Ich weidete meine Augen an der aus den Frühnebeln auftauchender Gegend, der nur ein Strom fehlt, um sie zu einer der reizendsten zu machen, doch auch ohne diesen ist sie schon genug. Wie wohl that es meinem an Berge gewöhnten Auge und Herzen, hier wieder Berge und Wälder zu sehen. Die Salvator-Kapelle datirt ihr Alter aus Karls des Großen Zeiten.

Feierlich erklangen die Glocken der Stadt im Frühgeläute, es war ein Sonntag. Solcher Klang erhebt oft mein Gemüth mehr zur wahren und innigen Andacht, wie kirchlicher Dienst. Das kleine Kirchlein glühte wie ein Opferbrand auf dem Altar des Berges, manch verwittertes, graues Stationenbild war an den Pfad gestellt, auch diese Steine standen mild angestrahlt von dem rothen Sonnenschild, was über die Berge flammte. Vor einem kniete ein eifriger Beter, ich sah nur von hinten seine Gestalt, er war sehr ärmlich angethan, ich störte ihn nicht. Nach einer Weile, als meine Blicke ihn wieder suchten, kniete er vor einer

andern Station. Ich hatte meine Betrachtung also über ihn, die selbst ein halbes Gebet wurde:

Wer ist Dir lieber doch, o Vater, jener Beter,
Der vor dem Marterkreuz des frommen Heilands kniet,
Wie, oder ich, der zwar kein frecher Uebelthäter,
Doch auch nicht sündenfrei nach Deinem Himmel sieht? —
Sein Herz ist Dir vielleicht so brünstig, wie das meine,
In Lieb', Ergebung und in Demuth zugewandt;
Ich stehe fromm durchglüht, er kniet auf kaltem Steine,
Er ist ein Katholik, ich bin ein Protestant.

Indem ich mich höher wandte, fügte es der Zufall, daß ich des Mannes Angesicht sah — umschattet von einem vergrauten Backenbart, noch nicht alt und doch furchenreich, sein Ausdruck war dumpf, fast leblos, stupid. Ich kannte diesen Blick, diesen Mann, ja, ich erkannte ihn, ich irrte mich nicht — es war Pasgarini. Als er sein Gebet geendigt, trat ich ihm näher, bot ihm „guten Morgen," aber das war nicht der rechte Gruß, dieser Gruß verrieth den Ketzer, er hörte mich nicht, sah mich nicht an, ich aber sah, daß ich mich nicht irrte. Sein beklagenswerther, anscheinend höchst dürftiger Zustand erregte mein tiefstes Mitleid; ich suchte seinen zerbrochenen Ring hervor, den ich eingewickelt bei mir trug, mir konnte dieser nichts mehr gelten, ihm aber noch eine heitere Stunde schaffen, ich reichte ihm

das Papier. Er nahm es, ohne zu danken, und ich entfernte mich eilig. So kann des Menschen leichter Geist gebrochen werden, wenn er abirrt vom Pfade des Lichts und des Rechts; der Leser weiß nun, warum ich ihn am Eingange dieses Buchs mit der „Geschichte meines Ringes" gelangweilt habe.

Wir besuchten das reichassortirte und geschmackvolle Etablissement des Herrn Buchhändler Mayer, dessen Freundlichkeit uns später manches Sehenswerthe zeigte und zeigen ließ. Auch die berühmten englischen Reisenden: Mißtreß Trollope und nach ihr Bulwer, waren bei ihm gewesen, die Mißtreß zumal mit dem ganzen Stolz ihres Englands und dem großartigen Selbstbewußtsein ihrer weiblichen Autorschaft. In einer heitern Taverne vor dem Thore nach Burtscheid trafen wir auch den talentvollen Schriftsteller Louis Lax, Verfasser der Memoiren eines Schornsteinfegers ꝛc., und tranken Maitrank mit ihm. Maitrank! welch ein anziehendes Wort; es ist ein sehr heilsamer gesunder Trank, ein Wein der versetzt ist mit dem Aroma köstlicher Frühlingskräuter, von denen ich vornehmlich Krausemünze, Melissen und Abrotaume herauszuschmecken glaubte.

Schon früher hatte ich diesen Trank sehr rühmen hören, er entsprach aber meiner von ihm gehegten Erwartung ganz und gar nicht; ich lobe mir den Wein ohne Kräuter, und mag die Apotheke nicht im Weine schmecken. Wir gingen nun zusammen nach dem freundlichen Burtscheid, Aachens Vorstadt, und besahen die Quellen und Bäder. In der Trinkquelle, ohnweit des warmen Baches fand ich einen kleinen Salamander, fing ihn mit der Hand, und that ihn in ein Glas, um ihn als Reisetalisman mit mir zu führen, neugierig, seine Wunderkräfte zu erproben. Es ist ein artiges Thierchen, denn beiläufig sei es gesagt, er lebt noch, und leistet meinen Laubfröschen Gesellschaft; er ist mit schönen goldgelben Streifen und Punkten sehr regelmäßig gezeichnet; ist mäßig und friedfertig, und wird nur dann zuweilen etwas ärgerlich, wenn ihm die Frösche alle Fliegen wegschnappen. —

Ueber die Bäder Burtscheids und Aachens schweige ich, sie sind bekannt genug und Medizinal-Assessor Dr. Monheim hat in seinem Werke über diese Heilquellen auf jede Weise erschöpfend und belehrend das Seine zu ihrer Empfehlung beigetragen und gesagt. Höchst merkwürdig ist aber die in den Aachner und Burtscheider Schwefelquellen vorkommende und in Mon-

heims Werk ausführlich besprochene animalisch-organische Substanz, die derjenigen ganz analog ist, welche Lemonnier bereits 1747 in den Schwefelwassern von Barèges fand. Auch spätere französische Chemiker haben sie in andern Wassern gefunden, und darüber ausführlich berichtet, welche Substanz von schleimig-gallertartiger Masse, grauweiß, in Wasser gekocht, diesem, so lange es noch heiß ist, einen Fleischbrühgeschmack mittheilt. Sie ist fäulnißwidrig, und gehört nach den Forschungen neuerer Naturhistoriker jenem wunderbaren Zwischenreich an, das die Mitte zwischen der Thier- und Pflanzenwelt hält; Bory de Saint Vincent ordnet diese Substanz der Familie der Arthrodiées unter, dem Stamm Oscillariées, dem Geschlechte Anabaine. So weit Monheim.

Die frühern Forscher haben den Fehler begangen, auf das animalische dieser Substanz zu wenig Rücksicht zu nehmen, und haben, statt das thierische Leben derselben, dessen Entwickelung und Aeußerung mit Ruhe und langer großer Aufmerksamkeit zu betrachten, es durch hunderterlei Reagentien zerstört, wodurch sie sich selbst den Weg versperrten, genügende Resultate zu erlangen.

Wie wunderbar aber die Natur im Erzeugen gewisser Stoffe wirkt, und wie sie fort und fort der For-

schung werthe Gegenstände darbietet, sie, die allmächtige Mutter, deren geheimnißvoller Schooß noch in so mancher Beziehung ein tiefverschlossenes Räthsel für uns ist, davon giebt unter andern ein Beispiel der in meiner Nähe befindliche Salzunger See, bekannt geworden durch einen vermutheten, noch problematischen, und mit wissenschaftlicher Evidenz noch nicht nachgewiesenen Zusammenhang mit dem Meere; ein Beispiel, dessen ich hier erwähne, da ich gerade auf einen, wie mir scheint verwandten Gegenstand zu sprechen gekommen bin.

In dem Salzunger See erzeugt sich alljährlich in größerer oder in geringerer Menge, je nachdem die Witterung günstig, d. h. warm ist, während der Sommermonate eine bis jetzt noch durchaus wissenschaftlich nicht untersuchte Substanz von grüner Farbe, die mit den bekannten vegetabilischen Stoffen, welche oft stehende Gewässer überziehen, keine Aehnlichkeit hat; sie ist weder ein Mucor noch ein Byssus, weder ein Fucus noch eine Conferon. Hier und da aufgestellte Meinungen, daß diese Substanz sei 1. Samenstaub aus Waldungen, von Wind auf den See geführt, oder 2. Erzeugniß von Phanärogamen, die um den See wachsen, oder 3. Eiweißstoff des in den See gegen den Herbst zum Rösten gelegten Flachses, oder 4. Conferera, Pristley'sche

Materie u. dergl. zerfallen in nichts, denn 1. sind Waldungen nicht so nah, und den gelben, nicht grünen, Blüthenstaub der Nadelhölzer entführt der Wind nur im Vorfrühling, zu einer Zeit, wo diese Substanz sich nie auf dem See zeigt; 2. umwachsen den See blühende Pflanzen nicht in solcher Menge, daß ihr Blüthen- oder Samenstaub ihn überziehen könnte, auch hat die Seesubstanz weder die runde, noch die elyptische Form solchen Staubes. 3. Zeigt sich die Substanz oft schon früher, bevor Flachs eingelegt wird, dessen Albumen, wie überhaupt der Pflanzen Eiweißestoff sowohl als Satzmehl ebenfalls eine andere Form haben, als dieser Stoff, auch wird Flachs in so viele Teiche und Seen gelegt, diese Substanz aber findet sich, soviel mir bekannt, nur in dem Salzunger See, und endlich 4. ist sie, wie mikroskopische Beobachtungen mich hinlänglich überzeugten, keine Conferon, es wäre denn eine neue, eigenthümliche, keine Pristley'sche Materie, Lepra infusionum u. dergl.

Wenn diese Substanz sich zuerst zu zeigen beginnt, überzieht sie den See wie ein zarter, zusammenhängender aber gleichmäßig verbreiteter grasgrüner Rahm, der kaum liniendick auf der ganzen Fläche schwimmt, und so bei ruhigem Wetter und milder Temperatur oft einige Tage darauf stehen bleibt, während die grüne Masse

sich vermehrt. Später häuft sie sich zu Stücken von dicklicher Consistenz, und wird vom Wind dem Ufer zugeführt. Nach einigen Tagen verlieren diese Stücke die schöne grüne Farbe, bekommen ein gelbes, braunröthliches, schleimiges Ansehen, ohne aber durch übeln Geruch beschwerlich zu fallen, und endlich geht alles wieder in die Elemente über, ohne eine Spur seines Daseins zurückzulassen.

Ich muß fürchten, zu weitläuftig über diesen nur nebenbei erwähnten, aber interessanten Gegenstand zu werden, den vielleicht in einer besondern Broschüre abzuhandeln und durch Abbildungen anschaulich zu machen, ich versuchen werde, wenn sein Wesen erst noch näher auf wissenschaftlichem Wege untersucht und erforscht ist, und begnüge mich hier nur eine kurze, jedoch genaue Beschreibung seiner äußeren Erscheinung zu geben. Die Substanz färbt das Wasser im Anfang scheinbar grünspangrün, und geht, konzentrirt, in eine schöne dunkelgrüne Farbe über; sie ist leichter wie das Wasser, auf dessen Oberfläche sie schimmert. Sie erscheint dem bloßen Auge als vegetabilische Staubatome, ohne Zusammenhang, durch gute Vergrößerung werden wahrgenommen: 1. Rundliche Bläschen, nur Haut mit dunklem Rand, durchsichtig, ähnlich dem Gonium. 2. Charakteristische Formen, die sich schwer beschreiben lassen, zusammen-

hängende Atome bilden, ohne daß man das Bindemittel gewahrt, Kugeln, Hufeisen, Keulen, Kreise mit durchsichtigem Mittelpunkt, endlich 3. monadenähnliche ganz helle und durchsichtige, rundliche und ovale Körperchen, ohne sichtbare Spur animalischen Lebens. Frisch aus dem See geschöpft, zeigen sich durchaus keine Infusorien, Geruch wie Albumen, kein Geschmack. Leicht bedeckt und der Sonne ausgesetzt, wurde die Farbe blasser und die Materie etwas schaumig. In einem verschlossenen Glas versandt, entwickelte sich beim Oeffnen ein starker Geruch nach Schwefelwasserstoffgas, das von den im See befindlichen Salzquellen herrührt.

Säuren verwandeln die Farbe der Masse in ochergelb, ohne doch die irregulären Formen zu ändern. Nach mehreren Tagen bildeten sich Infusorien, zuerst Monaden, die schöne stahlgrüne Farbe ging in ein gewöhnliches Grün über, das Ganze roch faulich und die Infusorienbildung nahm zu. Als ein Theil davon in ein Glas mit reinem Wasser gethan wurde, verlor sich gleich der unangenehme Geruch, und die Substanz nahm den obern Theil des Glases ein. Am 12. Tag war jeder Tropfen eine wimmelnde Welt von Milen, in dem Glas mit frischem Wasser unter den kleinern Infusorien viele Vorticellen; noch später schienen die mannichfaltigen Figuren sich zum Theil zu lösen, sie

wurden blasser, die Formen unbestimmter und durchsichtiger. Ich fühle, daß ohne gute Abbildung jede Beschreibung unzureichend ist.

Nach mehrern Monaten war die leichtverkorkte Flüssigkeit immer noch schmutzig dunkelgrün und bildete an der Oberfläche eine dünne, feuchte, grüne Haut, die mit Wasser verdünnt, lebende Vibrionen, den Essigaalen ähnlich, zeigte, eine Menge derselben hatte sich nun auch in der Flüssigkeit erzeugt, das Wasser unten war hell, gelbgefärbt, und noch faulig. Die im Wasser selbst zu einer dicklichen Haut gewordene Masse zeigte noch, aufgelöst, die bestimmten Figuren; ganz alte, auf Papier getrocknete, ebenfalls aufgelöst, keine mehr, aber die auf Papier getrocknete Masse behält jahrelang ihre schöne grüne Farbe, die bestimmte Gestaltung; aufgeweicht, quillt sie von neuem wie die Tremellen, und koagulirt sich zu Klümpchen.

Die oben unter 1. erwähnten rundlichen und oblongen Bläschen erscheinen wie Eier oder Früchte, oft auch zur Hälfte oder zum kleinern Theil nur braun, und das übrige ganz hell und durchscheinend, aber immer scharf begrenzt, dabei jedoch im Verhältniß zur Masse selten und einzeln. Durch ein gutes Solarmikroskop gesehen, erschien ihr Größenverhältniß zu den Einzelfiguren der grünen Substanz, an denen sie

bisweilen festsaßen, wie das, wenn eine Haselnuß an einem Zweig des Cycopodium clavatum säße.

Woher nun, möchte man fragen, diese Erscheinung bloß auf diesem See? denn mir ist sie noch auf keinem andern vorgekommen, woher die Menge, woher ihr Vorkommen, und zu einer gewissen, und zwar zur heißen Jahreszeit? Animalisch möchte ich sie auf keinen Fall nennen, noch dafür halten, auch glaube ich, daß bei jener obenerwähnten, in den Schwefelwassern vorkommenden Substanz die Benennung animalisch nicht gut gewählt ist, denn der Fleischbrühegeschmack zeigt noch nicht thierischen Organismus an, sonst müßte das Cestrum Parqui, dessen Blätter auf das täuschendste nach Kalbsbraten riechen, auch animalisch organisirt sein.

Doch ich breche hier ab, um nicht allzuweitläuftig über diesen Gegenstand zu werden, der gewiß noch nähere Untersuchung verdient. Sollte ich noch im Stande sein, mich in guten Stunden mit Hülfe befreundeter Chemiker dieser zu unterziehen, so werde ich nicht verfehlen das gewonnene Resultat dann bekannt zu machen, und, statt einer fertigen Abbildung dieses noch räthselhaften Stoffes, von ihm selbst eine kleine Portion auf das Papier tragen, wo dann auch in trocknem Zustande manches von seiner Eigenthümlichkeit durch mäßig vergrößernde Linsengläser wahrgenommen werden kann.

Nur das bemerke ich noch, daß, da der Salzunger See in seinem Grunde neben andern auch Soolquellen hat, die Hydrothiongas ausströmen, während der Schwefel in den reichhaltig salzigen Badewassern Aachens und Burtscheids prädominirt, so kann recht wohl ein chemischer Proceß die Grundursache solcher animalischvegetativen Entwicklung sein, und beide Substanzen verwandt, nur daß jene durch die Südhitze des Wassers entfärbt wird, während diese mit der Hauptfarbe des vegetablischen Lebens prangt. —

Wir wandten uns dem ehrwürdigen Münster zu, der schon im Aeußern die verschiedenen Zeiten seiner Entstehung und Wiederherstellungen beurkundet. Der eine vordere Anbau ist ganz aus der spätern Zeit, wo der italienische Baustil dominirte. Wir sahen an dem einen Portal die römische Wölfin und die Pinie, aus denen die Volkssage ein erbauliches Teufelsmährlein schuf. Auch der Riesenbau des Aachner Doms ward, wie ähnliche, dem Teufel zugeschrieben, den der Architekt um die Seele, die er ihm für den Bau versprochen, dadurch prellte, daß er zuerst einen Wolf in das Heiligthum jagte, welchem Herr Urian zornig den Hals um-

drehte, und die Bronzethüre sprengend, voll Wuth von dannen fuhr. Die überaus hohe Kuppel überwölbt ein herrliches Octogon, in dessen Mitte hängt an langer starker Kette ein riesiger Leuchter nieder, den der Barbarossa schenkte, als er hier an heiliger Stätte gekrönt ward. Von unten führen steinerne Stufen zum Hochmünster, den einst die Granitsäulen zierten; sieben geschlossene ehrne Gitter, je zwei und zwei von verschiedener künstlicher Arbeit, bezeichneten, durch Bogen und Säulen gesondert, die Thronsitze der sieben Kurfürsten, hinter dem achten offenen, zu dem die Treppe führt, steht erhöht der einfache Mormorstuhl Karl des Großen, so einfach wie ein Sarg; hier sind sechsunddreißig deutsche Könige und elf Königinnen gekrönt worden. Die schlafen nun alle, und haben wohl zum Theil sehr prächtige Kenothaphien. Unten aber im Münster zu Aachen liegt ein viereckiger einfacher Stein, und auf dem Steine stehen zwei einfache Worte, die mehr umfassen und sagen, als alle pomphaften Inschriften: Carolo magno.

Es ist im Aachener Münster viel zu sehen, auch für den, der nicht bloß in den Erinnerungen an die gigantische Vorzeit sich ergehen will. Wir sahen dem Dienst der Messe aus dem höchsten Chor herab zu, und ich machte die Bemerkung, daß Ceremonien und Kleider-

tracht der Ministranten, Diakonen ꝛc., die ich, so wie ich sie hier sah, noch nie gesehn, mich lebhaft an indischen Cult und Bramadienst mahnten, (welch abschweifende Einbildung!) aber die zwei mit Spießen Parade-Wache haltenden Trabanten im Kostüme der Pariser Schweizergarden zur Wirklichkeit zurückführten. Wir sahen die mit uralten Elfenbeinarbeiten und Edelsteinen reich und herrlich dekorirte Evangelienkanzel, ein Geschenk Kaiser Heinrichs II.; einige im gothischen Styl erbaute Seitenkapellen, deren eine eine kleine Gemäldegallerie von Bildern, meist aus der altdeutschen Schule enthält, auch eins von Rubens; dann die Granitsäulen, welche Karl der Große zum Tempelbau kommen ließ, welche die Raubsucht Napoleons nach Paris entführte und die nun seit 1826 wieder unbenutzt und fast auch unbeachtet in einem Kreuzgang liegen. Vier davon aber stehen vor dem Altar der Kreuzkapelle. Aeußerst sehenswerth ist der wohl erhaltene parische Marmor-Sarkophag, der auch in einer Nebenkapelle, die mehrere Epitaphien enthält, steht, auf welchem der Raub der Proserpina im Hautrelief abgebildet ist. In diesem Sarkophag stand Karls Stuhl, und auf dem Stuhl saß er todt in der weiten Gruft, doch nicht volle 200 Jahre ungestört. Die kleinen Reliquien wurden uns auch gezeigt, und es mag sich niemand dadurch, daß

die großen Reliquien nicht gezeigt worden, abhalten lassen, die kleinern zu sehen, denn jene, die nur alle 7 Jahre der Verehrung blos=, und außerdem nur ausnahmsweise hohen Potentaten, vor Augen gestellt werden, bestehen: 1) aus einem weißbaumwollenen Kleid der Maria, 2) aus Christi Windeln, von einem unbekannten Stoff, 3) aus dem Leintuche, worauf St. Johannes enthauptet wurde, und 4) aus dem Tuche, das der gekreuzigte Christus um seine Lenden hatte, welche Reliquien, in verschiedenfarbigen Seidenstoffen aufbewahrt, Geschenke Karls des Großen sind, der sie von Johann, dem Patriarchen von Jerusalem erhielt, und die ihr Epitheton groß nur ihrer Masse danken. In dem Sanctuarium, worin die Reliquien aufbewahrt werden, befindet sich eine Fülle von Sehenswürdigkeiten. Alte schöne Bilder von Dürer, und andre goldne und silberne Sarkophage von der künstlichsten Arbeit und mit Gemmen von unschätzbarem Werth besetzt, wundervolle Gefäße, welche die kleinen Reliquien, die ich nicht aufzählen kann, da mich Ketzer nur die kunstvolle Arbeit und die Pracht ihrer Hüllen ansprechen konnte, enthalten. Ein Armknochen Karls des Großen von erstaunlicher Länge, sein ehrwürdiges Haupt, riesengroß und wie steinern, so daß man gegründete Zweifel an der Aechtheit hier nicht erheben kann. Und der

Todtenkopf, von dem man jedoch nur das Kranium sieht, trägt noch — o grausame Ironie der Zeit, o Spott auf alles irdische König- und Kaiserthum — eine schwere goldne Reichskrone!

Auch ein, ich glaube silberner und stark vergoldeter Arm mit der Hand wird als Modell von Karls Hand und Arm gezeigt, so groß, daß, wenn man dieses Modell nur als metallenen Handschuh betrachten wollte, immer noch eine Riesenhand dazu gehören würde, ihn auszufüllen. Für Wort- und Sprachgrübler merkwürdig ist nächst dem Schwert der Schwertgurt Karls des Großen, darauf sich in alter Schrift zweifelhafte Buchstabenzeichen befinden, welche schon viele Deutungen erfahren haben, und wie narürlich auch zulassen. Es wurde erzählt, dieser Gürtel sey ein Geschenk einer der Gemahlinnen Karls an ihren erhabenen Gatten. Wäre ich einer jener Schriftdeutler, die das einfachste weit suchen, so würde ich sagen, die Worte sind 1) abbrevirt, 2) deutsch geschrieben, aber griechisch, 3) lauten sie ursprünglich: *δειν* (ῳ) *εὺν* (ἡ), und heißen 4) In der Noth eine Gefährtin, welches gar ein passender Wahlspruch für Schwert und Schwertgut wäre. Ich weiß nicht, ob schon jemand auf diese Deutung gefallen ist, mir aber könnte sie des Sinns wegen gefallen. Ich habe auch die Kuppel erstiegen, die Ballu-

strade umwandelt, und mich des Anblicks der in sonniger Beleuchtung unter mir liegenden großen und schönen Stadt erfreut; es ist jedem Reisenden anzurathen, daß er solche Höhenpunkte zu gewinnen sucht, sie nützen unendlich, könnte man sie nur immer auf der Reise durchs Leben finden. Oben während dem Gang um das Dach hörte ich auch eine ganz neue Sage, und fand dadurch wieder eine Erfahrung bestätigt, die ich auf meinen Wanderungen schon öfter machte, nämlich, daß immer uoch im Volk der ewig schaffende Geist der Poesie fortlebt und fortbildet, und auf so geheimnißvolle Weise jüngst geschehenes mit mährchenhaftem Gewand umkleidet, wie die Quelle zu Karlsbad Blumen und Vogelnester in scheinbare Versteinerung hüllt, nur daß die Incrustate der Ereignisse, welche der im Geheim wirkenden Quelle der Dichtung ihr Dasein danken, in Jugendfrische und Farbenzauber fortblühen, während jener Quell alles Leben und alle Blüthe einsargt.

Die Sage aber lautet: Als die Franzosen Deutschland in Fesseln schlugen, führten sie auch aus Aachen die vom Volk so gläubig verehrten Heiligthümer und Reliquien fort. Da sank alles in tiefe Trauer, selbst das starre Erdreich. Es wuchs kein Gras mehr auf den Feldern, es gedieh keine Frucht, es reifte keine

Aehre; das währte drei Jahre lang. Endlich hallten die Siegesdonner und die Siegesjubel über das befreite Deutschland, man gab wieder dem Kaiser, was des Kaisers war, und Gotte, was Gottes war, und Aachen seine Heiligthümer. Wie diese zurückkehrten, da läuteten von selbst die Glocken, und die Erde that in vollem Segen ihre Freude kund. —

Aachen ist nun einmal eine Stadt der Wunder und Geschichten, das zweite Rom, des alten Wahlspruchs seiner römischen Königsmünzen:

Urbs Aquensis, urbs regalis,
regni sedes principalis,
prima regum curia.

noch immer werth und würdig, daher es auch in der neuern Zeit der Ehre einer erfolgreichen Monarchenzusammenkunft sich erfreuen durfte.

Im Hofe des Regierungsgebäudes sah ich den merkwürdigen Aërolithen oder die gediegene Eisenmasse, welche im Jahre 1762 entdeckt, und im November 1814 ausgegraben wurde. Dieser unförmliche Klumpen wiegt mehr als 7400 Pfund Gewicht.

Es ist beinahe unmöglich, einen andern Ursprung dieser Masse anzunehmen, als daß sie, gleich andern Meteorsteinen, vom Himmel gefallen sey, obgleich die gelehrten Untersucher und Beschreiber derselben diese

Meinung zu äußern vermieden haben, da die chemischen Bestandtheile derselben mit denen andrer gediegenen Meteormassen, welche zwar nickelhaltiges Eisen, Eisenoxyd, Kieselerde, Talkerde, Schwefel ꝛc., aber keinen Arsenik enthalten, nicht gänzlich übereinstimmen. Allein auf welchem Wege sollte dieser ungeheure Klumpen nach Aachen gekommen seyn, das auch in den frühsten Zeiten keine Schmelzwerke hatte, und in seiner Umgebung kein Arseniklager enthält? Sicher schleuderte die gebährende Weltkraft ihn auf die Erde, der er auf ihrer Bahn begegnete, vielleicht wurde die polarische Masse mächtig angezogen von dem magnetischen Strom, der von den Polen ausgeht, und das, was Kern eines Wandelsternes werden konnte, fand durch einige Jahrtausende ein dunkles Grab im Schoos der Erde, bis ein Zufall und der Menschen Forschergeist es an das Licht hob. Die Masse ist erstaunlich fest, und nur mit Mühe gelang es mir, selbst von der sich leichter abblätternden oxydirten Rinde einige kleine Stückchen zu erhalten; diese sind leberfarben, im Bruch von mattem Metallglanz, wie Brauneisenstein, werden durch den Strich der Feile heller glänzend, wie Blei, und vom Magnet angezogen, ohne selbst magnetische Anziehungskraft zu besitzen. Obgleich leicht gebrechlich und bröckelnd, widerstehen sie der Feile doch mehr als gewöhn-

liches Eisen. Mir war es interessant, diesen muthmaßlichen Aërolithen zu sehen, und ich dachte bei der räthselhaften Masse an die Masse des Räthselhaften in der Natur, das unser Blick noch nicht durchdrungen, unsere Weisheit noch nicht ergründet hat, und wo wir uns oft nur mit dem Ausruf der Moslemin begnügen und bescheiden müssen: **Masch Allah!** Gott ist groß!

VI.

Belgische Reise.

Wir fuhren die Anhöhe nach Eupen zu hinauf, und grüßten noch einmal die Stadt, die in herrlicher Sonne-morgenbeleuchtung mit ihren Palästen, prächtigen Brunnen- und Badehäusern, hochragenden Maschinenschornsteinen, weit hinausgreifenden Mauern, und freundlichen Landhäusern unter uns lag. Lousberg und Salvatorkapelle erhoben sich malerisch unserm Weg gegenüber; doch sie entschwanden mit der ganzen Herrlichkeit von Aachen bald den Blicken. Es fehlte unsrer Bahn nicht an angenehmer Mannichfaltigkeit: bald ging es an heitern Landsitzen, an sorglich eingefriedeten Wiesen vorüber, bald durch Waldung, oder durch hübsche Dörfer, und so wurde Eupen erreicht, ehe wir es dachten. Diese lebhafte Fabrikstadt von 10,000 Einwohnern liegt wunderschön mitten in unübersehbaren Wiesen, und erinnerte mich sehr an die gewerbfleißigen und reinlichen

Ortschaften Schlesiens, wie Wahnsdorf u. a. Auf einer Anhöhe über der Stadt, wo die Straße hinzieht, fanden wir in dem eleganten Berliner Hof die nöthige Leibstärkung des Frühstücks, reizende sittsame Töchter des Hauses, und konnten die ferne Bergkette der Vogesen erblicken, auf denen hin und wieder noch Schnee sichtbar war; auch wehte, ungeachtet des Sonnenscheins, ein scharfer und kalter Wind vom Gebirge herüber. Nun währte es nicht lange, und die belgische Grenze war erreicht. An der Zollstation, wo fast alles im französisch-wallonischen Dialekt sprach, ein seltsames Kauderwälsch, in das man sich aber finden lernt, kamen wir mit leichter Visitation durch. Ueberhaupt halten sich die Herren Visitatoren mit einem pauvre homme de lettres, wie unser einer, nicht auf, und thun wohl daran; wenn sie im Koffer, Mantel- und Reisesack Bücher sehen, wissen sie schon, daß man nicht reis't, um Kontrebande einzuschwärzen; daß es auch geistig Kontrebande gibt, wissen sie größtentheils nicht, und dann besteht auch für solche der kosmopolitische Zollverein der Gedankenfreiheit.

Eigentlich zieht von Aachen nach Lüttich noch eine nähere Straße, als die, welche wir fuhren, aber die von uns gewählte ist bei weitem interessanter; sie führte uns in das freundliche Thal der Wesdre oder Vester,

das reich an Mannigfaltigkeit und sogar an romantischen Reizen ist, wiewohl dieser Theil des jugendlich auferstandnen Belgiens, der mir wie ein verjüngter Phönix vorgekommen ist, durchaus nichts von der mittelalterlichen Färbung hat, die wir mit dem Ausdruck romantisch bezeichnen. Höchst malerisch erhebt sich das Städtchen Limburg auf einer felsigen Anhöhe, von welcher die Trümmer einer, wie es schien, noch nicht allzulang abgebrannten Kirche wehmüthig in das Thal herabsahen. Die bisweilen sehr reissende Vester folgt, murmelnd über glattes Gestein hinrollend, eine geschwätzige Begleiterin, dem Lauf der Kunststraße so anmuthig wie ein Thüringer Waldbach, und manche Parthie dieses Thales hat mich an ähnliche in meiner Heimath erinnert. Eine blühende Fabrik nach der andern zeigte sich, wenn die Straße eine neue Biegung machte, überall Spuren des Wohlstandes, der Thätigkeit, welche die Beglücker der Länder sind. Aus dem knospenden Wald heraus lugten schelmisch die Frühlingserstgebornen, Veilchen und goldne Ranunkelaugen, und die Lenzaurore Daphne erhob gleich jungen Freiheitsfahnen ihr purpurrothes Gezweig. Je mehr wir uns Verviers nahten, desto angebauter erschien die Gegend. Verviers ist die Mittagsstation der Post, und sie hält hier mehrere Stunden an. Diese Zeit benutzte ich, während mein Gefährte einen Bekann-

ten aufzusuchen ging, die nicht unwichtige Fabrikstadt von ohngefähr 20,000 Einwohnern *) ein wenig zu besehen, und die Bergwand, an der eine freundliche Promenade angelegt ist, bot zu einer Totalübersicht die erwünschteste Gelegenheit. Ein Wald von Dampfmaschienenschornsteinen ragte wie so viele Obelisken empor, und beurkundet die Regsamkeit der vielen Tuch-, Soda-, Scheidewasser- und Vitriolsäurefakriken. Ich verließ die grünenden baumbepflanzten Steine des Bergabhangs, und durchpilgerte die Straßen, von denen die, welche nach dem schöngebauten, mit einer Esplanade versehenen Markt zuführten, äußerst belebt waren. Vorzüglich fiel mir ein beträchtlicher Handel mit Holzwaaren auf, die zierlich und elegant gearbeitet sind. Mitten auf dem Markte steht das schöne Theater, mit einem Säulenportal; ich gieng hinein, es war gerade Probe zu: De deux nuits und Juliette. Da ich zufällig auf die Bühne gelangt war, wo mein Eintreten störend und unwillkommen hätte seyn können, so entschuldigte ich meine Neugier mit der Ausflucht, daß ich ein teutscher Schauspieler sey, nnd nur einen Augenblick das Haus besehen wolle, was mit großer Artigkeit gewährt wurde.

---

*) Stein gibt nur 10,451 an.

Das Auditorium bildet einen Halbzirkel und hat 3 Logenreihen übereinander. Die Bühne hat hinsichtlich ihrer Größe und der nicht mehr neuen Dekorationen viel Aehnliches mit der zu Düsseldorf, sie ist nicht groß.

Das Theater wird durch eine Aktiengesellschaft unterhalten, und hier war es, wo ein bigotter Pfaffe den Aktionairs wegen ihres Theaterbesuchs das heilige Abendmahl und die Absolution in der Beichte verweigert hat. Wenn man übrigens diesen Theil Belgiens durchreist, wird man wenig davon gewahr, daß man sich in einem katholischen Lande befindet, nur selten sieht man ein neues, geschmackvolles und freundliches Christus- oder Heiligenbild, alte gar nicht. Zwei Revolutionen haben hier den alten Sauerteig hinweggefegt, ich möchte sagen, sogar die Erinnerungen zum Lande hinausgekehrt. Und doch konnte sich die Pfaffheit erfrechen, so intolerant dem Vergnügen eines Kunstgenusses entgegenzutreten. Tempi passati!

Nach der Mittagstafel, die gut und schon ganz im französischen Geist, wenn ich so sagen darf, war, ging es nun, und zwar auf französischer Post weiter. Zwanzig Personen waren wenigstens auf der ungeheuern Diligence; ich fürchtete in dem innern Raume zu ersticken und stieg auf das Verdeck dieses Landschiffs zu einer

Gesellschaft junger Kaufleute hinauf, wo man zwar nicht bequem saß, aber doch frische freie Luft athmete, zudem war es ein sonniger Tag, die Jünger Merkurs waren lustig und aufgeräumt, lauter Deutsche aus vieler Herren Ländern, und so erprobte ich getrost zum erstenmal die Luftfahrt oben auf dem Raume einer Postkutsche, von der ich sonst eine sehr ängstliche und bängliche Vorstellung hatte. Es ging ganz prächtig. Statt des deutschen Posthorns, in welchem so viel poetischer, ächt deutscher Zauber liegt, schmetterten hier laute Waldhorn-Signale aus D dur durch Stadt und Flur, und die Diligence saußte mit der Schnelle eines Dampfschiffs über Berg und Thal. Ach, wenn unsre deutsche Postpferde so laufen sollten! Galopp bergauf, Galopp bergab, selten nur eingehemmt, daß einem oft Hören und Sehen vergeht! Ich zog meinen kleinen Salamander hervor, und sprach zu ihm: „Jetzt, Dämonuncule, habe Acht!“ und er hob, wie bestätigend das dünne rechte Vorderbein, auf dessen Achsel ein breiter gelber Fleck wie eine Epaulette sitzt, langsam in die Höhe.

Unsere Fahrt ging völlig ohne Unfall von Statten; der Rest des schönen Nachmittags verging unter Gespräch und Gesang. Auch im Ausland klingt gut und stimmt uns froh ein deutsches Lied. Das Thal, dessen Flüßchen immer breiter wird, behält seinen idyllischen

Typus; bald ziert es ein stattliches Fabrikgebäude, bald ein schmuckes Thalschlößchen mit geschmackvoll angelegtem Lustgarten, oder eine Berganlage, oder eine heitere Ville, und der Charakter, der überall hervortritt, ist Wohlhabenheit. So neu und nett, so allenthalben versteckt, mit diesem Anstrich von Reinlichkeit und Beherzlichkeit denke ich mir die Ansiedlungen Amerikas in den glücklichen Landstrichen, die lebhafter Verkehr begünstigt. Alle Häuser sind von Stein.

Wir nahten, als die Sonne rothglühend unterging, und sich noch einmal die in dem breiten Fluthspiegel einiger vereinten, der Maas zuströmenden Flüsse beschaute, dem alten Lüttich. Das erste, was uns aus der sehr langen Vorstadt entgegenkam, war ein Leichenzug. Sie wollten den Todten im Abendroth bestatten, da die lange Schlummernacht für ihn schon angebrochen war. Es ist ein schöner Gebrauch der Katholiken, für einen Entschlafenen, auch wenn wir ihn nicht kannten, ein Ave oder ein Vaterunser zu sprechen, und ich glaube, ich habe letzteres für diesen Todten gethan.

Es war, da wir über die steile Maasbrücke und zu Lüttich einfuhren, als ob die 47,000 Einwohner dieser Stadt auf den Beinen wären und die ganze Bevölkerung die Straßen belebte, so wimmelte und zog es menschenvoll, wohin man sah, und darunter waren außer-

ordentlich viele hübsche Mädchen. Im Zickzack ging unser Wagen durch enge Gassen, und endlich machte unser Wagenlenker ein Kunststück, bei dem einem angst und bange werden konnte; er lenkte nämlich äußerst geschickt in das Thor des Posthofs ein, der in einer so engen Straße liegt, daß kaum neben dem Wagen noch ein Mensch gehen kann. Nur ein leichtes Verfehlen des rechten Gleises, und die Diligence läuft Gefahr — zwar nicht umzufallen, was nicht wohl möglich ist, aber doch ihre Vorderpassagiere nicht in den Posthof, sondern in die erste oder zweite Etage des Nachbarhauses durch die Fenster abzusetzen, und für einen solchen Waaren-Absatz würden wohl sogar meine merkantilischen Begleiter gedankt haben.

In dem Post- zugleich Gasthause zu Lüttich war ein unsägliches Durcheinanderrennen, Laufen und Schreien. Drei bis vier Diligencen waren von verschiedenen Seiten her fast zugleich eingetroffen; eine sah aus, wie die andere, Passagiere, die so eben abfahren wollten, kamen aus allen Ecken und Enden des winkelvollen Hauses, und das rief, schrie und wälschte nun in der Dämmerung durcheinander, französisch, deutsch, flamländisch, wallonisch, englisch u. s. f., daß es eine Lust war. Die Wirthin, eine dicke freundliche Madame, wurde hundertfach bestürmt; einige wollten bezahlen, andere essen, an-

dere Zimmer, noch andere vermißten etwas ꝛc. ꝛc. Das kleine mit Steinen geplattete Stübchen, das uns zu Theil ward, räumte so eben ein ältlicher, wohlbeleibter Herr, und wir mußten froh seyn, daß wir es erhielten; es war eben geräumig genug, sich einmal umzudrehen, 2 Schritte breit, und 6 Schritte lang. Zwei Betten, ein Tisch, ein Stuhl, eine Kommode, ein weit vorspringender Kamin und wir, füllten es völlig aus. Da wir auch noch in das Theater wollten, so hatten wir Eile nöthig, doch ich verließ mich auf die Hülfe meines Salamanders; es währte ziemlich lange, ehe unsre Reisegesellschaft sich wieder aus dem Wirrsal in dem Speisesaal zusammenfand, dann brachen wir auf und gelangten durch einige winkliche Gassen bald auf einen mit schönen Gebäuden verzierten großen Platz, den das stattliche Theater zierte, wir traten ein, und — Dank dir, mein Dämon — die Ouvertüre begann. Es wurde Gustav oder der Maskenball gegeben. Die Darstellung ging gut, die Dekorationen waren schön, das Arrangement des Maskenballs, wenn auch etwas einförmig, doch durch zahlreiche Grotesken amüsant. Eine neue Allemande und der große Gallopp wurden gut ausgeführt. Auditorium ist sehr geschmackvoll dekorirt.

An ganz einfache Theaterzettel, wie sie bei uns üblich sind, gewöhnt, fielen mir die vielen Bemerkungen auf,

die auf dem französischen Zettel dem Verzeichniß des Personals vorhergingen. Er war die neunte Vorstellung außer dem Abonnement, und bemerkt: daß die Administration nichts versäumt habe, diese Oper mit dem größten Glanz in Scene zu setzen, daß zwei neue Dekorationen von Mr. Philipp Riquier gemalt seyen und die Maschienerie von Mr. Felix Haquin geleitet werde. Daß die Dekoration im dritten Akt das Hochgericht in der Nähe der Stadt Stockholm, im Mondschein, und die im fünften Akt einen Ballsaal im Palais von Stockholm darstellen werde. Daß die Direktion 100 Kostüme für die Grotesken aus Paris nach dem Muster der dortigen großen Oper habe kommen, und sich durch kein Opfer zurückschrecken lassen, um dieses Werk mit allem Glanze zu geben, mit welchem es verdiene, geschmückt zu seyn. Im fünften Akt werde Herr Marius und die Damen Jannin und Francisque eine neue Allemande tanzen, worauf der von Mr. Lemaire d. ält. angeordnete General-Gallopp von achtzig Personen, alle in den neusten und verschiedenartigsten Kostümen, folgen würde.

Dieser fünfactigen großen Oper, woran ein deutsches Publikum gewiß zur Genüge hat, war bereits vor unserm Kommen ein zweiaktiges Vaudeville: **La Lectrice, ou une Folie de Jeune Homme** vorhergegangen, und

ich segnete meinen Stern, nicht früher gekommen zu seyn.

Von Lüttich nach Brüssel, wohin wir zu reisen beabsichtigten, hätten wir den geraden Weg über Löwen zu fahren gehabt, allein da wir uns von unsrer Reisegesellschaft hatten bereden lassen, in dem Posthaus zu übernachten, was auch allerdings anscheinend das bequemste war, so geschah es, daß wir über Namur transportirt wurden, weil der über Löwen fahrende Wagen besetzt war. Wir konnten freilich nicht wissen, daß einige Schritte von dem Hause, das uns beherbergte, ein anständigeres Gasthaus sey, daß auf einer andern Messagerie wir ohne Weiteres auf geraden Weg gefördert worden wären, allein der Eigennutz des Proprietairs, dem wir nun einmal anheimgefallen, vermied, uns dieß zu sagen. Uns wurde dadurch außer einer kleinen Mehrausgabe, die der Reiz der Gegend, welche wir durchfuhren, hundertfach aufwog, kein Nachtheil verursacht, und so trösteten wir uns gern über die erste Unredlichkeit, die uns in Belgien begegnete.

Mit Tagesanbruch fuhren wir aus, und weideten unsre Augen an dem reizenden Anblick der Stadt und der Vorstädte, die zum Theil langgestreckt und in amphitheatralischen Bogen die breite Maas umarmen. Das Stromthal der Maas, wenigstens der Theil, den wir

passirten, ist eines der schönsten, das ich je gesehen. Wir fuhren wie in einem immerwährenden Garten, und an einer Menge Fabrikgebäuden mit Dampfmaschinen vorüber, aus deren Schornsteinen bald kohlenschwarzer Rauch in dichten Massen quoll, bald eine feurige Lohe weit sichtbar hervorschlug. Zur Linken zeigte sich das schöne Schloß des Mechanikers Coqueril mit seinen Nebengebäuden. Als die belgische Revolution ausbrach, als sich der Krondiamant des Königreichs der Niederlande selbst aus seiner Einfassung löste, um für sich zu strahlen, fanden sich auch Pöbelhaufen, die den Maschienen den Untergang drohten, wie denn der Pöbel in jeder Aufregung ein Mittel sieht, sein Müthlein zu kühlen, und seine selbstsüchtigen Zwecke durch Zerstörung und Raub zu verfolgen. Da versammelte der reiche Maschinenbauer seine zahlreichen Fabrikarbeiter, und fragte sie, ob sie treulich zu ihm halten, ihn schützen, helfen, und ferner ihr gewisses Brod verdienen wollten, oder ihre Entlassung nehmen? Da jene treu zu bleiben versprachen, so ließ Coqueril Kanonen gießen, setzte sein Haus in Vertheidigungsstand, und bewaffnete seine Leute, wodurch er Herr einer so furchtbaren Macht wurde, daß jene gar nicht wagen durften, ihn zu bedrohen.

Unter hohen, fast senkrecht emporgegipfelten Felsen zieht sich der Weg hin, und mit den Felsen wechseln

Weinberge, in denen schon Arbeiter thätig waren. Manches Haus ist dicht an die Felswände an-, oder ganz in sie hineingebaut, und von oben herab steigt in dichter Laubfülle rankender Epheu, in dessen grünes Gewand sich die Nacktheit des Gesteins züchtig verhüllt. Sanft gewölbte Anhöhen sind gegenüber sichtbar, und dazwischen liegt ein breites Wiesenthal, das die Maas ruhig durchströmt, voller Schlösser, Dörfer und Fabrikgebäude. Von einem der Felsen zur Rechten erhebt sich majestätisch ein neues stattliches Bergschloß; von alten Schlössern und Ruinen, die anderswo anmuthigen Stromthälern zur Zierde gereichen, ist in diesem verjüngten Lande keine Spur. Hier sieht man nicht, daß es je ein Mittelalter gegeben, ausgetilgt ist Alles, was an Ritter- und Junkerthum erinnern könnte, und wenn das belgische Volk fragend ansieht, was es gemacht hat, wird es sich mit den Worten des letzten Verses im ersten Kapitel des Pentateuch antworten können.

Wunderschön ist die Aussicht auf Huy, das mit seiner Citadelle und seiner Riesenkathedrale dem Blick des Reisenden stolz und prangend entgegentritt. Diese hat zwei unausgebaute Thürme, von denen jedoch der eine schon bis zu stattlicher Höhe aufgeführt ist. Die schönen Portale enthalten sehr alte Sculpturen, und das Innere des Schiffs bildet einen Säulenwald von imposanter

Wirkung. Hoch auf senkrechtem Fels erhebt sich stolz und stark gemauert der Festungbau, der von unten eher einem antiken Göttertempel, als einer Citadelle ähnlich sieht. Die Häuser der Stadt haben fast ohne Ausnahme ein alterthümliches Ansehen, und stehen mit ihren hohen Giebelwänden gegen die Straßen. Mir fiel der merkwürdige Wechsel in der Bergformation auf, der bei Huy plötzlich eintritt. Erst hat man ununterbrochen steile Felsen zur Rechten; von Huy aus, wo nach Namur zu die Chaussee auf dem entgegengesetzten Ufer der Maas hinzieht, treten die Felsenberge plötzlich auf die linke Seite, und die Anhöhen rechts nehmen einen weit sanftern Charakter an. Es folgt nun beinahe bis nach Namur ein Weg von unbeschreiblicher Schönheit und reizender Mannigfaltigkeit. Während zur Rechten im Thale eine Fabrik nach der andern uns begegnet, Kohlenschiffe und Böte mit mancherlei Reisenden die Maas beleben, die Straße selbst nie leer wird von Wagen, Reitern und Fußgängern aller Art, bilden die schönsten und romantischsten Felsengruppen zur Linken einen entzückenden Scenenwechsel. Eine Parthie besonders hat mit einer alten Burgruine die täuschendste Aehnlichkeit; hoch, stolz, frei und kühn stehen in luftiger Höhe die Felsenthurmriesen, und lassen uns vor der gewaltigen Kraft der Natur erstaunen, die ihre Umge-

bung in Trümmer warf, und sie isolirt als mächtige Wahrzeichen jener Fluthungen hinstellte, die vor Jahrtausenden donnernd und brausend sich dieses Strombette auswählten. Nur im Elbthal, unterhalb der Bastei und bei Alt- und Neu-Rathen, und im Otterwalder Grund sah ich Aehnliches, auch im Bodethale, und mit dem majestätischen Prebisehkegel kann sich doch keine dieser schlanken Felsensäulen messen. Eins aber fehlt der herrlichen Natur hier zum vollen Reiz: deutsche Wälder. Was ich von Waldung auf diesem ganzen Weg sah, verdient kaum den Namen, auch die Gehölze im Vesterthale mit inbegriffen. Entweder liegt es an der Eigenthümlichkeit des Bodens, oder an dessen schlechter Forstkultur; doch bei der außerordentlichen Ergiebigkeit der Kohlengruben in diesen Gegenden, und bei dem Umstand, daß hier alles von Stein gebaut wird, auch die kleinste Bauernhütte, mag der Mangel an gutem Holz wohl weniger fühlbar werden. Hier, wie in Frankreich, so weit ich es sah, ist jede Tischplatte, jede Komodenplatte sogar, nicht von Holz, sondern sie besteht aus einer glattgeschliffenen Marmortafel. Wir fuhren an großen Steinbrüchen vorüber, wenn man nicht annehmen will, daß der Fuß der ganzen Felsenkette e i n großer Steinbruch ist. Fast eben so stolz und in mancher Beziehung noch maleri-

scher zeigte sich Namur mit seinen starken Festungswerken meinem Blick, und die bedeutende Krümmung, welche die Fahrstraße machte, gab zugleich erwünschte Gelegenheit, den Prospekt dieser lebhaften und volkreichen Stadt mit ihren Environs mit Muße zu betrachten. Aufenthalt konnte, wenn wir heute noch Brüssel erreichen wollten, nicht beliebt werden, daher blieb die erst 1750 in dem, mir ohnedies nicht zusagenden modernitalienischen Styl erbaute Kathedrale Namurs von mir unbesehen, und ich beschränkte mich, einen Blick auf die herrlichen Eisen- und Stahlarbeiten zu werfen, die nebst köstlichen Gewehren aller Art, überall aushingen. Im Posthofe wurden uns sehr niedliche Federmesser mit sechs Klingen, in Form eines Karabiners, 3 Franken das Stück, zum Kauf angeboten, und ich bin überzeugt, daß für 1 fl. 28 — 30 kr. bei uns keine Fabrik dergleichen von gleicher Güte liefert.

Wir waren nun abermals auf einem Postbüreau, und erfuhren abermals die Wirkung des Nachtheils, den die Privatposten auf die Reisenden ausüben, oder vielmehr eher der Willkühr derselben; denn von Nachtheil war, streng genommen, keine Rede. Wir hätten nämlich den geraden Weg von Namur über Gemappe nach Brüssel fahren müssen, allein dies geschah nicht; da zufällig abermals der direkt gehende Wagen bereits

vollbesetzt war, so wurden wir einem andern einverleibt, der über Löwen gieng, wodurch wir den ganzen Weg von Löwen nach Brüssel umfuhren. Denn dort zu Lande ist von Beichaisen keine Rede, man muß sich also entweder fügen, oder warten. Wir zogen es vor, den Kürzern zu ziehen, d. h. den längern Weg zu wählen, um nicht warten zu müssen. Ich tröstete mich zumal mit einem bei mir landesüblichen Sprichwort, das im Hennebergischen Idiom so lautet: Eine gute Krömm gett nis öm.*) Ich sah nun zwar nicht Belle Alliance, Mont St. Jean und Waterloo, dafür aber das Rathhaus von Löwen, das mich mehr als jene Schlachtfelder-Monumente anzog. Wir saßen sehr bequem zu Dreien in dem schönen Wagen, und unser Gefährte, ein belgischer Offizier, gewährte uns vielen Genuß. Mit Geist setzte er uns die Kulturzustände des Landes, das wir eben durchreisten, auseinander, beklagte die große Sittenverderbniß und versicherte uns, daß man in den Gasthöfen zu Lüttich wohl gefragt werden könnte: Voulez vous une fille? Aber in Namur sogar: Voulez vous une fille ou un g . . . . . n? — Später kam er auf seine Reisen zu sprechen. Der Mann war in Ame-

*) Eine gute Krümme geht nichts um.

rika und Indien nicht einmal, sondern einigemal gewesen. Er hatte in den prachtvollen Naturtempeln der Andesthäler unter freien Peruanern dem feierlichen Sonnendienst beigewohnt, und prieß die einfache Erhabenheit einer solchen Morgenfeier, und den tiefen Eindruck, den es auf das Gemüth mache, in so weiter Abgeschiedenheit von der Civilisation, von der Verehrung des ewigen Weltgeistes unter dem Bilde der allnährenden, allsegnenden Sonne Zeuge zu seyn. Er hatte im Wasser der heiligen Ganga gebadet, war mit Tausenden frommer Pilger durch das mächtige Stromthal aufwärts bis Gangotri gezogen, und hatte mit allen Schrecknissen der furchtbaren Wildnisse Hindostans gekämpft. Lebhaft schilderte er die peinigenden Selbstqualen fanatischer Fakirs, und die Stumpfheit jener düstern Büßer, die wie Gutzkows „Maha Guru" oder wie Satjawratas als ihm Wischnu in Fischgestaltung erschien, starr und still, einsam auf sturmumtobten Bergesgipfeln stehen, einen Fuß und einen Arm erhoben, vom Regen erkältet, von Hunger abgezehrt, oder wie Schreckgestalten den Bhagiratha-Tempel umwandeln. Viele Beispiele von blinder fanatischer Selbstaufopferung hatte er wahrgenommen, und die Brachmanen in unthätiger tiefsinnender Selbstbeschauung sitzen sehen. Unter den Schrecken von Erdstößen, donnernden Wasserstürzen, im Anblick der schnee-

glänzenden Himalayagipfel, an deren Fuß die heilige Ganga von dem Haare Mahadros herabträuft, um Hindostan mit Segen zu überschütten, — mitten in einer so unermeßlich erhabenen Natur sucht der Mensch in seinem dunklen Drange sich vom Leben zu trennen, um einer Gottheit zu gefallen, die er nur aus tausend fratzenhaften Zerrbildern kennt, während auf einer andern Hemisphäre die Ahnung des Urewigen noch im Wiegenbett der Sonnenanbetung schlummert. — Und um unsre modernen europäischen Zustände! Welche Kontraste auf dieser Erde, diesem Punkt im Ocean des Universums! —

Unter solchen Gesprächen und Erzählungen kamen wir nach Löwen, das sich uns in vortheilhafter Nachmittagsbeleuchtung mit seinen vielen Thürmen und Kirchen zeigte. Ich eilte sogleich nach dem Stadthaus, es ist ein Wunder der gothischen Baukunst; Mitteldeutschland bietet nichts Aehnliches. Vier zierliche Thürme mit dreifachen Gallerien erheben sich an den vier Ecken, von denen die zwei vordern mit gothischen Bogenfenstern, wie das ganze Haus, geschmückt sind, dann ragen noch zwei erkerähnlich vom Beginn des Dachstuhls aufsteigende Thürme an den beiden Giebelseiten hoch und schlank empor. Diese versteinerte Blumenkrone vom alten Flor der Stadt erhob sich in ihrer bewunderns-

werthen hinreißenden Pracht von 1448 — 1463; wahrlich ein kurzer Zeitraum, wenn man die Sculpturenfülle überblickt und überdenkt, die hier verschwenderisch angebracht ist. Zeitstürme hatten auch hier beschädigt, aber durch verständliche Restaurationen war alles wieder im alten tüchtigen Geist erneuert. Ich gestehe aufrichtig, der Anblick dieses Gebäudes war mir lieber, als Waterloo und seine Schlachtfelder.

Unser Konducteur, welcher recht wohl wußte, daß wir einen Umweg von 7 Stunden machten, befeuerte den Postillion bei der Abfahrt mit den Worten: Ménez à la mort! Fahr auf Tod und Leben. Und es geschah also.

Ein komischer Umstand, ich weiß nicht, ob aus Zufall, oder aus Absicht, ereignete sich bei mir im Wagen. Ich hatte im Gasthaus ein Franzbrödchen mitgenommen, und brach es unterwegs, um davon zu essen, da fühlte ich einen Zettel, der ohnstreitig hineingebacken war. Was ist das? Gewiß war dieses Brot für Jemand anders bestimmt, für einen armen Gefangenen, für eine Geliebte, für einen Freund, und der Zufall brachte es in meine Hände. Was mag dieser Zettel enthalten? Hundert romantische Möglichkeiten erwog ich, bevor ich das so geheimnißvoll erhaltene Papier entfaltete. Es enthielt nicht mehr und

nicht weniger, als diese Worte: „A. Wahlen. Clarenplatz No. 18. nahe dem Zeughaus.“ Also eine Adresse, auf eigne Manier angebracht, eine deutsche Adresse; lachend bedauerte ich, daß es nicht mehr in meiner Wahl stand, Herrn, Madame oder Demoiselle A. Wahlen auf dem Clarenplatz, wo? aufzusuchen.

Hell leuchteten die ewigen Sterne, als wir in das prächtige Brüssel eiufuhren.

Von Lüttich nach Namür sind 16, von da nach Löwen 16½, von Löwen nach Brüssel 6½, zusammen 39 niederländische Poststunden, die dem deutschen ziemlich gleich sind; diese hatten wir auf einer Spatzierfahrt in einem Tag zurückgelegt. — Die Postillione waren à la mort gefahren.

Wir wohnten zu Brüssel im **Hôtel du Pavillon de la Régence.** In dem Zimmer, welches man uns anwies, war über dem Kamin ein großer Spiegel angebracht, in den mittenhinein eine Kugel gefahren, wodurch er so gesprungen war, daß es aussah, als ruhe ein starkvergrößertes und unvollendetes Spinngewebe darauf. Das war das erste Wahrzeichen von der belgischen Revolution, welches wir sahen. An einem

heißen Tage war die Musketenkugel schräg von dem Platze herauf durch ein Fenster und gerade in den Spiegel gefahren, der nun hängen bleiben soll zum immerwährenden Gedächtniß.

Mein erster Spatziergang war in den Park, obgleich der jetzt beständig wehende Nordost, dem wir das erfreulichgute Reisewetter dankten, die Fortschritte des jungen nahen Lenzes hemmte, und wenig oder nichts von Laubgrün und Wiesenblüthe zu sehen war; desto mehr waren Spuren von Kanonen- und Flintenkugeln zu sehen; ich stand auf dem Hauptplatz der denkwürdigen Ereignisse. Der Park ist steif, die schönen Statuen, die ihn zieren, sind zum Theil arg verstümmelt durch den unermeßlichen Kugelregen, der sich über diese Räume ergoß. Sie waren noch in Stroh gehüllt, auch die Reste der zusammengeschossenen. Ein trauriger Anblick!

Brüssel verdient mit Recht den Namen Klein-Paris, wiewohl es nicht klein ist. Derselbe Reichthum, dieselbe Eleganz der Läden, und in dem schöneren Theil der Stadt weite reinlichgehaltene Straßen zeichnen es aus. Ich habe die Bildergallerie und das uaturhistorische Museum besehen. Daß die Gemäldegallerie ausgezeichnete Stücke, zumal aus der niederländischen Schule, enthält, ist bekannt, und vorauszusetzen; das Naturalienkabinet ist reich, aber bei weitem nicht mit der Sorg-

falt geordnet, wie das zu Bonn, daher auch minder belehrend. Das Stadthaus, zwar weniger prachtvoll in seiner äußeren Architektur und auch etwas kleiner, wie das zu Löwen, zeichnet sich dagegen durch seinen hohen Thurm aus, den zu ersteigen ich mir nicht versagen konnte, aus Gründen, die ich oben schon einmal anführte. Es dürfte Manchem, der seinen Beinen weniger zumuthet, dies Besteigen der Thürme lächerlich und handwerksburschenmäßig vorkommen, allein, wenn man nicht reist, um blos die verschiedenen Postcourse und Aubergen kennen zu lernen, oder sich nur in Kabinetten und Museen herumzutreiben, oder wenn man nicht so viele Zeit und Mittel hat, lange in einer Stadt und Gegend zu verweilen, so bieten die Panoramen von Thürmen einen vortrefflichen Ersatz dar, und schreiben in das Album der Erinnerung manches unerlöschliche Bild. Die Thurmaussicht über Brüssel ist höchst befriedigend, und es wird keinen dahin Reisenden reuen, sich dieselbe verschaft zu haben, wenn ihn, wie mich ein heiterer Himmel begünstigt. Wir besahen am Nachmittag die berühmte Kirche von St. Michel et Gudule, die einen imposanten Anblick gewährt, und deren Bau im deutschen Styl bereits im 11. Jahrhundert begonnen wurde. Die vortrefflichen Glasmalereien schienen mir aus späterer, aber aus guter

Zeit; weit jünger wie die in dem Dom zu Köln. Die Kanzel ist ein Meisterstück der Schnitzkunst, uud stellt die Austreibung aus dem Paradiese dar, freilich in dem derben Geschmack einer spätern Zeit und in ächt niederländischem Geist. Auch die Beichtstühle haben hübsche Schnitzereien. Noch steht in der Kapelle zum heiligen Sakrament in goldner Monstranz die Hostie, welche geblutet haben soll, als die Juden, die sie von einem Priester erkauft hatten, sie mit Messern durchstachen; darauf wie natürlich, und das war wohl des Mirakels Kern und Antrieb, ein Judenbrand folgte, dessen Andenken man, irre ich nicht, noch in gewissen Zeiträumen durch eine kirchliche Feierlichkeit erneut. Manches ist in der l'Eglise St. Gudule modernisirt, und sie entsprach meiner Erwartung vielleicht deshalb weniger, weil ich allzuviel Rühmens von ihr gehört.

Die Kirche des Grand Béguinage, die uns ebenfalls gerühmt worden war, ist aus einem spätern Zeitraume, doch im Innern rein und harmonisch, nicht durch Schmuck überladen. Kanzel- und Beichtstuhlschnitzereien von demselben Meister, der die in St. Gudula fertigte. Wir fanden in ihr außerordentlich viele Begutten, die einem auch in ihrer einfachen Nonnentracht in allen Straßen begegnen. Schon in Aachen sieht man solche, dann durch Belgien immer mehrere,

es scheint sogar die Beguinenkleidung unter dem Landvolk eine allgemein übliche Tracht. Das häufige Vorhandensein dieser frommen Schwestern steigert sich, bis es in Gent seinen Höhenpunkt erreicht. Sie sind durch ihren sittlichen Lebenswandel und durch Ausübung von Werken der Barmherzigkeit achtungswerth, unter welchen letztern die Krankenpflege obenan steht. Früher waren sie über ganz Deutschland verbreitet, jetzt haben sie hauptsächlich nur noch in den Niederlanden und angrenzenden Gebieten Ordensstatuten und Wohnhäuser. In manchen Städten und namentlich in Gent liegen ihre kleinen Wohnungen, die **Beguinagia** beisammen und sind abgegrenzt, so daß sie eine Stadt mit mehreren Straßen in der Stadt bilden, ähnlich der bekannten Fuggerei zu Augsburg. Es ist auffallend, daß in dem sonst recht gründlich ausgearbeiteten Artikel Beguinen in der Ersch- und Gruberschen Encyklopädie von dem Bestehen dieses halbgeistlichen halbweltlichen Frauenordens immer nur in der vergangenen Zeit gesprochen, und gesagt wird, die niederländischen Beguinen hätten sich bis in das achtzehnte Jahrhundert erhalten, in welchem auch zu Amsterdam noch eine Beguinerei bestanden habe, da sie doch noch bis auf den heutigen Tag und in einer Anzahl bestehen, die kaum geringer sein wird, als die der frühern Jahrhunderte.

So freundlich der Eindruck war, den die Beguinen auf mich machten, und so ehrenwerth mir ihre nur rein menschlichen und wohlthätigen Zwecken geweihte Verschwisterung erschien, so widerwärtig war mir eine Anzahl Kleriker, die scheinbar demüthig, und doch mit pfäffischem Stolz durch die Straße wandelten, und blinde Knaben führten. Dies Leiten der armen Blinden könnte unter andern Verhältnissen rührend scheinen, ich aber nahm es als eine symbolische Handlung. Diese modernen Jesuiten, gleich den alten, wohlbekannten, möchten immerhin die Blinden führen, aber dabei lassen sie es nicht bewenden, sie wollen die ganze Menschheit blind machen, und gängeln gleich einem Unmündigen. So lange die Völkerpest des Jesuitismus existirt, unter was für Namen, Trug und Scheinheiligkeit immer versteckt, so lange ist anzunehmen, daß der Teufel lebendig unter den Menschen wandelt, und alles Unheil, was durch sie entsteht, mögen vor dem Richterstuhl des Allmächtigen dereinst jene Herrscher vertreten, die, statt die schleichend vergiftenden Scorpionen zu vertilgen, sie hegen und pflegen, und sie zu Gärtnern für ihrer Länder junge Blüthe erküren.

Belgien ist ohnedies lange genug ein Land des crassesten Obscurantismus gewesen, durch die unzähligen Mirakel in seinen Städten und Kirchen, so wie durch

seine tolle phantastischen Kirchenfeste, wie das Eselsfest, Narrenfest, Unschuldige Kinderfest, u. a. Immer noch tanzt zu Echternach die springende Procession nach der rührend schönen Melodie:

Adam hatte sieben Söhn', sieben Söhn' hat Adu,
Sieben Töchter muß er han, wenn er sie will bestattu.*)

Zehntausend Menschen, je drei zu drei aneinander gereiht, tanzen, hüpfen, springen drei Schritte vor, dann zwei zurück, so immer weiter, unaufhaltsam, schlechte Musik voran, die monoton jene Melodie, und immer nur dieselbe Melodie aufspielt, ableiert, abkratzt, sie schreitzen, rollen die Augen, ächzen, beten und sinken endlich, wenn der tolle viele Stunden lang dauernde hüpfende Umzug vorüber, erschöpft und todtesmatt auf den Rasen — omne ad majorem Dei gloriam.

Löwen hat noch seine religiösen St. Christophs-, Brüssel seine Simsons- und Goliathspossen, Mons seine St. Georgs Aufzüge, ja in der dortigen Bibliothek wird noch der Schädel des berühmten Drachen gezeigt. Huy hält Bußfahrten im bloßen Hemde, Brügge, Courtrai, Tillemont, u. a. haben Kirchenfeste, deren Unwesen und Unsinn an das Fabelhafte grenzt. —

---

*) S. Erholungsstunden. Herausg. von Ed. Duller. 1834. Heft 12.

Nicht weit von dem, eben nicht sonderlich ausgezeichneten Grand Béguinage, fanden wir einen kleinen Bücherkram, in welchem wir lange verweilten; es gab niederländische Volkslieder, denen mein gelehrter Freund nachstrebte, und ich freute mich, Volksbücher zu finden, wie De Historie van de Vier Vrome Ridders genaemd de vier Hems-Kinderen — Een schoone Historie van der Ridder Malegys, welche beide mich besonders ansprechen, da ich früher diese Stoffe mit Vorliebe behandelt. Der sehr anziehende Malegys ist, so viel ich weiß, gar nicht deutsches Volksbuch geworden, und es wäre vielleicht nicht übel, ihn jener fliegenden Schaar zuzugesellen, die auf unsern Jahrmärkten immer noch für wenige Kreuzer zu haben ist, wie z. B. Hammonskinder, Genofeva, Melusina, Eulenspiegel, Herzog Ernst und so viele andre. Auch den Fortunat mit seiner Borze en zyn Wensch-Hoedeken, und Reinaert den Voss fand ich dort in neuen Auflagen, und von Abrahams a Sta. Clara's Todtenspiegel eine Holzschnittgezierte Uebersetzung. Vor allem aber zog mich an eine französische Bearbeitung des deutschen Volksbuch's vom Doktor Faust. Historie prodigieuse et lamentable de Jean Fauste, grand Magicien, avec son testament et sa vie epouvantable. A Cologne chez les Héritiers de Pierre Mattean M. D. C. C. XII., die Gör-

res in seinen Volksbüchern, wo er über die Faustsage so viel Geistreiches ausspricht, nicht anführt und erwähnt. Daß sich das deutsche Volksbuch im Französischen höchst merkwürdig gestaltet ausnimmt, ist natürlich. Die Zauberthaten und Abentheuer sind beibehalten, und noch vermehrt. Auch die Helena fehlt nicht, eben so wenig Wagner. Sehr leidenschaftlich sind die Lamentationen Fausts geschrieben, und komisch ist der Trost des Mephistopheles an den Verzweifelnden, der im Deutschen zwar auch, aber weniger kräftig steht: — — néanmoins tu mouriras à la fin, quand méme tu vivrois cent ans: les Turos, les Juifs, et les autres Empereurs, qui ne sont pas Chrétiens, mouriront aussi, et pourront être en pareille damnation etc. Beladen mit diesen literarischen Herrlichkeiten durchwanderten wir die Stadt, besahen den Quai, in dessen Nähe der Fischmarkt die arglosen Bewohner des Meeres zu Schau und Kauf ausbietet, besuchten Kaufläden und Kunsthandlungen, und rasteten in dem prächtigen Café des mille Colonnes, dessen an allen Wänden ringsum angebrachte Spiegel allerdings die schönen Säulen, welche zwischen den Spiegeln stehen, vertausendfältigen. Es war so eben die Nachricht von dem Frieden mit Holland eingetroffen, die viel Stoff zu Gesprächen gab. Unsre Hoffnung, eine glänzende Militärparade in Brüssel zu

sehen, blieb unerfüllt. Das belgische Linien=Militär ist gut equipirt, und sieht größtentheils sehr stattlich aus; wir bemerkten eine große Mannichfaltigkeit in den Uniformen und Monturen. Die Nationalgarden, zumal in den von der Residenz fernern Provinzen, sind minder musterhaft, oft sogar zerlumpt, und decken mit der Blouse alle ihre Blöse zu.

Ich wollte Brüssel nicht verlassen, ohne sein berühmtes Wahrzeichen, sein Schooßkind und sein Spielwerk, das Mannequin pisse zu sehen. Dieser kleine Schalk von Bronze ist nur zwei Fuß hoch, und steht in einer Brunnennische, wo er durch unaufhaltsame Ergüsse viele unsrer wässrigen Poeten repräsentirt. Die Brüsseler haben viel Spaß mit ihm, sie kleiden ihn bisweilen in das alte niederländische Kostüm eines Hochmögenden, oder auch in die Uniform eines die Freiheitfarben zur Schau tragenden Nationalgardisten, und halten ihn wie einen Schutzgott. Unzählige Abbildungen stellen ihn in seinen verschiedenen Kostümen dar, wo er sich absonderlich ausnimmt, weil er das Wasser nicht halten kann. Es giebt ein dickes Buch, in welchem er seine Geschichte selbst erzählt. Ein Franzose litt an Diabetes, und suchte vergebens nach Worten, um dem Arzt seinen Zustand zu schildern, endlich brach er in

die Worte aus: **Enfin! Je rassemble au petit Mannequin à Brusselles.**

In dem sehr schönen Theater, das ich schon ganz reisefertig besuchte, und das ich endlich in vieler Hinsicht dem Münchner ähnlich fand, sah ich die vier ersten Akte von **Robert le Diable**, verließ es dann, und begab mich sogleich nach der **Grand Messagerie Royale de Lafitte.** Und so fuhren wir denn um 10 Uhr in die Nacht hinaus, dem endlichen Ziel unsrer Reise zu.

Die Chaussee ist nun bis Paris immer gepflastert, wodurch eine Erschütterung des Wagens, wie des Körpers verursacht wird, die einem zuletzt, wenn man lange fährt, alle Glieder lähmt, die das Gepäck durchrüttelt, und alles, was nicht fest zusammengepackt ist, zu Staub malmt. Auf dieser Nachtfahrt war es uns nicht um Erzählung von Geschichten zu thun, wir führten vielmehr ein rührendes Duo mit Seufzen und Aechzen auf. Endlich rasselte mich der Wagen doch in Schlaf, denn zu sagen, daß mich der Traumgott in Schlummer gewiegt, wäre eine zu starke Hyperbel. Früh zwischen 5 und 6 Uhr tranken wir Caffee, in einem Dorfe oder

Flecken, in einem kalten Hause, wo wir uns am lodernden Kaminfeuer nothdürftig wärmen konnten. Der Kaffee wurde dort von uns zum erstenmal in kleinen Suppenterinen mit Eßlöffeln gespeißt; ländlich, sittlich!

Als der Tag völlig angebrochen war, durchfuhren wir die Festung Mons, (Bergen) und erreichten bald darauf bei Quievrain die belgische und französische Grenze, wo wir uns einer langweiligen Visitation unterwerfen mußten. In einem geräumigen, schmutzigen, zugigen Schoppen ist das Büreau aufgeschlagen, in dem sich nun ein Menschenhaufen zwischen mehrere Haufen unordentlich übereinander geworfenen Effektenkästen und Waarenballen umher drängt; eine Schaar zerlumpter Bettler regt hundert Gelenke zugleich, und ein als Mann verkleidetes Weib küßt uns mit zudringlicher Freundlichkeit Hand und Rockärmel. Die aufgeschlagenen Kisten krachen, die Weiber kreischen um Schonung, entlarvte Schmuggler heulen und jammern, die Douaniers schelten und fluchen, niemand hörte auf uns, und dabei mußten wir auf der eiskalten Tenne bei unsern Sachen stehen bleiben. Genug, wir sind in Frankreich, dem Lande der Freiheit! Eine deutschsprechende Flamänderin, die das Amt eines Visitators mit üben half, war endlich, nachdem ich lange geharrt, so geneigt,

einen forschenden Blick in meinen Reisekoffer zu werfen. Beim endlichen Wiedereinsteigen streckten sich eine Menge Hände, der Ab- und Auflader so wie der Bettler, nach Geld aus; wir waren glücklich, als wir wieder in unserm, übrigens nichts weniger als bequemen Coupon saßen, in Gesellschaft eines Herrn mit einer Dame, die trotz der Visitation, nicht wenig geschmuggelt hatten; ausser diesen hatten noch ein Herr und eine Frau mit einem kleinen Kinde Platz finden müssen. Die letztere war erst am Morgen nach dem Kaffee eingestiegen. In Valenciennes wurde Mittag gemacht; schlechtes und doch theures Essen! Wir mußten uns in Person nach dem Hotel de ville verfügen, wo unsre Päße umgetauscht wurden, wofür man jedem nur zwei Franken abnahm. Es war lustig anzusehen, wie der Herr Maire sich plagte, unsre Päße zu lesen, und unsre Namen auszusprechen. Bäsch - stäh - ihn! Man rechnet es den Franzosen zu einer so großen Tugend an, daß sie nicht bei den Fehlern, die wir in ihrer Sprache machen, zu lachen pflegen, dies ist eine Höflichkeit, die zu erwiedern wir tausendfache Gelegenheit haben. Es ist mir nie eingefallen, geradezu zu lachen, wenn ein Franzose sich in unsrer Sprache komisch ausdrückte, innerlich lächelt wohl immer eine Nation über die andre.

Wie wir von der Mairie zurückkamen, weinte und jammerte die Frau mit dem Kinde zum Erbarmen; ihr Geld reichte nicht aus zur Weiterfahrt, kreditiren konnte die Post nicht, und nun sollte sie den noch so weiten Weg zu Fuß machen. Ohngeachtet ihrer Versicherung, daß sie das Geld in Paris sogleich zurückerstatten würde, wenn es ihr jemand bis dahin vorstrecken wolle, hörten ihre mitreisenden Landsleute doch ihre thränenvollen Klagen mit der theilnahmlosen Ruhe an, mit welcher sie die bettelnden Krüppel anhörten, die sich an allen Orten, wo die Post hielt, um den Wagen drängten. Wir verständigten uns, für diese Frau das Geld auf gut Glück zu bezahlen, um zu sehen ob es wohl auf eine Täuschung abgesehen sey. Sie erhielt oder wählte einen andern Sitz, und statt ihrer schob sich ein Weib herein, dick wie eine wandelnde bairische Biertonne, wodurch wir noch mehr zusammengepreßt wurden.

Die Fahrt wurde immer fatiganter; keine schöne Gegend, keine erfreuende Fernsicht, nichts entschädigte für die Mühen der Reise. Die Dörfer sind einförmig, wie die Gegend, die steinernen Bauernhäuser entbehren der bunten Freundlichkeit der deutschen, meist bestehen sie aus einer Stube, an welche gleich der Stall angebaut ist. Man thut am besten die Zeit im Wagen schla=

fend hinzubringen. Gegen Abend mußten wir lange an einer Schmiede halten, weil etwas am Wagen entzwei war, und zusehen, wie wir uns auf dem Hühnerhof amüsirten. Seltsame Enten watschelten darauf umher, auf dem Mist äzte eine alte Katze ihr Junges, blieb als ich ihr nahte in philosophischer Ruhe sitzen, und sah mich groß an, als wollte sie fragen: Was willst du kühner Fremdling hier? Zehn Menschen aus dem Dorfe umstanden den Wagen, und keiner wußte recht Hand anzulegen, die Bettler nicht mitgezählt. Nach langem Verzug ging es wieder weiter durch das flache, reizlose Land. Es kam der Abend, die Nacht, der andre Morgen, wir dämmerten so hin. In Senlis wurde Kaffee getrunken. Senlis! seufzte mein Reisegefährte. Ja wohl, sans lit! seufzte ich ihm nach.

Der Gedanke, nun bald das Ziel erreicht zu haben, hob die gesunkenen Kräfte; je mehr wir uns der Weltstadt näherten, je größer und pomphafter wurden in Städten und Dörfern die Aushängschilde, und das Epitheton le grand prangte über manchem Schild eines ärmlichen Brandweinladens. Wir kamen durch ein niedres Gehölz, aber es zeigte sich darin noch fast keine Spur vom nahenden Lenz, und der Nordost strich kalt über die Ebenen hin.

Endlich erhob sich in der Ferne der ersehnte Montmartre, und der Blick auf die weite Ebene, in welcher St. Denis ruht, wurde frei. Sanfte Hügelreihen, zwischen denen le Bourget anmuthig liegt, schmücken einigermaßen die Gegend, und die hohen Domthürme von Notre Dame de vertus oder Aubervilliers grüßen stolz herüber.

Bald lassen sich die bekannten Windmühlen auf dem Montmartre unterscheiden, von Paris jedoch gewahrt man, wie mancher den Wald vor Bäumen nicht sieht, vor Häusern nichts, aus dem natürlichen Grunde, weil die Häuserreichen Environs nach dieser Seite höher liegen, als die Stadt selbst. Wir passiren la Vilette, durchfahren dessen fast stundenlange Häuserzeile, und halten an der Barriere de la Vilette so lange, bis unsre sämmtlichen Pässe von der Thorwache beaugenscheinigt sind. Dann geht es in die Faubourg St. Martin, schräg über manchen häuserleeren wüsten Platz, den hohen Marterberg mit seinem Telegraphenthurm im Gesicht. Fensterlose Wände, hochragende, zur Hälfte abgebrochene Schornsteine starren schaurig und düster hier und dort empor, ein unerfreulicher Anblick, und der Weg ist öde und Menschenleer. Ist das das lebenvolle reizende Paris? Geduld, die Scene ändert sich. Wir

kommen wieder in volkwimmelnde, schönere Straßen, endlich über den Boulevard St. Denis, voll Leben und Glanz, fahren nur noch eine kurze Strecke und sind im Posthof, wo schon der Mann jener Frau mit dem Kinde ihrer harrt, und uns mit herzlicher Dankbarkeit die gemachte Auslage vergütet.

Inhalt.

Seite.

I. Thüringen .... 1.

II. Frankfurt .... 34.

III. Die Rheinfahrt .... 65.

IV. Cöln .... 102.

V. Düsseldorf — Aachen .... 133.

VI. Belgische Reise .... 178.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bechstein, Ludwig,

Die Reisetage Aus meinem Leben

Bd.: 1

(1836)

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.Ggr.it.o.58#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11842434-9